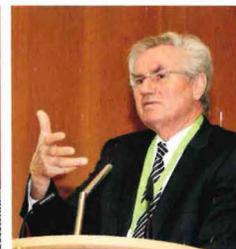


INTEGRATION

Vertriebene, Spätaussiedler und Zuwanderer

DURCH LEISTUNG

als Unternehmer in Sachsen



INTEGRATION

Vertriebene, Spätaussiedler und Zuwanderer

DURCH LEISTUNG

als Unternehmer in Sachsen

Begleitpublikation zur Ausstellung
»Integration durch Leistung – Vertriebene, Spätaussiedler und
Zuwanderer als Unternehmer in Sachsen«

Schlesisch-Oberlausitzer Museumsverbund
Reichenbach/O.L. 2014

- 5 **Geleitwort**
- 6 **Grußworte**
- 8 **Die migrationsbedingten sozialen Prozesse in Niederschlesien nach 1945**
- 13 **Integration durch Leistung**
Vertriebene, Spätaussiedler und Zuwanderer als Unternehmer in Sachsen
- 14 **Flucht und Vertreibung**
»Umsiedlung« und Annäherung
- 18 **Flucht und Vertreibung**
Integration und Politik in Sachsen
- 20 **Flucht und Vertreibung**
Integration und Wirtschaft
- 22 **Wismut integriert**
Weltpolitik und Unternehmensgeschichte
- 24 **Wismut integriert**
Von Schlesien nach Schlema · Konrad Barth
- 26 **Bergbau integriert**
Vertreibung und Aufstieg in der Braunkohle
Wolfgang Wagenknecht
- 28 **Landwirtschaft**
Vertreibung und Neubeginn als Neubauer · Ernst-Albert Schulz
- 30 **Landwirtschaft**
Vertreibung und Versöhnung · Helmut Müller
- 32 **Vertreibung und Enteignung**
Wurzeln für Rückkehr und Wiederansiedlung
Theda und Eberhard von Kuenheim
- 34 **Integration mit Engagement**
Kontinuitäten und Brüche · Hartmut Rockel

- 36 Handwerk mit Tradition**
Kontinuitäten und Grenzgänge · Helmut Goltz
- 38 Handel mit Tradition**
Kontinuität im Wandel der Zeiten · Wolfgang Schwind
- 40 Weggabelungen**
Vom brennenden zum blühenden Dresden · Hartmut Roth
- 42 Wahlheimat Sachsen**
Spätaussiedlung und beruflicher Neubeginn · Tatjana Löwen
- 44 Deutsche Minderheit in Polen**
Zwei Grenzgänger an der TU Freiberg
Rudolf Kawalla · Piotr Scheller
- 46 Integrationsweltmeister**
Ein Vietnameser als sächsischer Arbeitgeber · Nguyen Binh Dinh
- 48 Biotechnologie aus Sachsen**
Zukunft der sächsischen Wirtschaft
Wolfgang und Roland Göhde
- 50 Regionale Daseinsvorsorge**
Wasser verbindet · Christophe Hug
- 52 Sachsens Unternehmerpreis**
Sächsisch-polnische Verbindungslinien
Małgorzata Chodakowska
- 54 Soziale Verantwortung**
Das Erbe der Flüchtlinge und Vertriebenen · Elfriede Rick
- 56 Die Stadt Reichenbach/O.L.**
Zentrum für Migration und Integration · Friedrich Zempel
- 58 Willkommenskultur**
Lebenswege nach Sachsen
- 60 Arbeitsblätter**
- 64 Impressum**

Grußworte

» Vom traditionsreichen und international bedeutenden Industrie- und Wissenschaftsstandort Sachsen sind zahlreiche Impulse für die europäische und weltweite wirtschaftliche Entwicklung ausgegangen, denken wir nur an den Bergbau und das Hüttenwesen, die Textilindustrie, den Maschinenbau sowie in jüngerer Zeit an den Automobilbau und die Mikroelektronik.

Die Entwicklung dieser Kompetenzen und Kapazitäten war und ist immer mit der Zuwanderung von Spezialisten aus allen Teilen der Welt verbunden gewesen.

Es kamen Bergleute aus dem Harz und aus Böhmen, Maschinenbauer aus dem Elsaß und England, Autopioniere aus Dänemark, Investoren aus dem Nahen Osten und Wissenschaftler aus allen Erdteilen, um einige Beispiele zu nennen. Sie alle haben Sachsen geprägt und entwickelt, sie haben wirtschaftlich, wissenschaftlich und kulturell Neues gebracht, sie haben sich erfolgreich im neuen Heimatland integriert und sich mit ihm identifiziert.

Nicht immer waren es völlig freie Entscheidungen dieser Menschen, zu uns zu kommen, oft waren die wirtschaftliche Not, Kriege und Kriegsfolgen oder religiöse Intoleranz in ihren Herkunftsländern wichtige Motive und Rahmenbedingungen für ihre Auswanderung.

In Größenordnung und Dramatik hebt sich aus diesen historischen Zuwanderungen nach Sachsen der Zustrom Hunderttausender deutscher Flüchtlinge heraus, die im Ergebnis des verlorenen Zweiten Weltkrieges ihre Heimat in Ost- und Westpreußen, Schlesien und dem Sudetenland verloren.

Dass sie trotz ihrer oft traumatischen Erlebnisse und großen materiellen und ideellen Verluste, trotz zum Teil entmutigender Reserviertheit der Einheimischen und allen Hemmnissen der schweren Nachkriegsjahre zum Trotz, maßgeblich den Wiederaufbau Sachsens aktiv mitgestaltet haben, gehört zu den größten Leistungen und wertvollsten Erfahrungen der jüngeren sächsischen Geschichte.

Das gilt in besonderem Maße für die Unternehmer, Führungskräfte und Wissenschaftler unter den Vertriebenen, die neue Branchen nach Sachsen brachten, wertvolle Innovationen in den schweren Anfangsjahren realisierten und zer-

störte Betriebe wieder arbeitsfähig machten. Die Ausstellung zeigt dazu beeindruckende Beispiele. Diesen Menschen, die unbeeindruckt vom eigenen Schicksal in Zeiten der Zerstörung und weitverbreiteten Resignation anpackten, vorangingen und anderen Arbeit und neue Hoffnung gaben, gebührt unsere dauerhafte, uneingeschränkte Dankbarkeit, das ist eine wichtige Aufgabe und Botschaft dieser Präsentation.

Die Ausstellung hat aber darüber hinaus auch den hochaktuellen Anspruch mitzuhelfen, die Sachsen für eine qualifizierte Zuwanderung zu öffnen, zu motivieren und zu sensibilisieren. Deshalb werden neben der erfolgreichen Integration Vertriebener nach 1945 auch Beispiele erfolgreicher Unternehmer und Wissenschaftler aus den Reihen deutscher Spätaussiedler und ausländischer Zuwanderer gezeigt.

Sie sollen uns in Summe zeigen, welchen Segen es für Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur bedeutet, wenn man für die besten Köpfe aus aller Welt offen ist, ihre Integration aktiv unterstützt und ihre Leistungen als Chance und Bereicherung für alle begreift.

Die Breite und Vielfalt der in der Ausstellung gezeigten Beispiele vermittelt dazu Einheimischen wie »Neusachsen« vielfältige Anregungen zu den Erfolgsfaktoren, der Dauer und den Herausforderungen positiv verlaufender Integrationsprozesse, die nur im Miteinander möglich sind.

In diesem Sinne bewahrt die Ausstellung nicht die Asche, sondern sie trägt die Glut weiter.

Sie soll Mut machen und soll zum Nachdenken, gegebenenfalls zum Umdenken beim Thema Zuwanderung und Integration in Sachsen beitragen. Die IHK Chemnitz, die diese Präsentation aktiv unterstützt hat, wünscht ihr eine positive Aufnahme und weite Verbreitung, vor allem bei der jüngeren Generation.



Dr.-Ing. habil. Manfred Goedecke
Industrie- und Handelskammer Chemnitz

» Das sächsische Handwerk steht seit jeher für Vielfalt, Kreativität und Innovationsbereitschaft und prägte seit dem frühen Mittelalter ganze Regionen – zu denken wäre hier an die Buchdrucker in Leipzig, die Weber und Töpfer in der Oberlausitz oder auch die Drechsler und Holzspielzeugmacher im Erzgebirge. Das Italienische Dörfchen und die Hofkirche in Dresden haben wir italienischen Steinmetzen und Künstlern zu verdanken, die ihre Handwerkskunst nach Sachsen brachten. Die rund 60.000 sächsischen Handwerksbetriebe sind heute verpflichtet, Tradition zu wahren und sich gleichzeitig an Veränderungen anzupassen, individuelle Produkte herzustellen und die Qualität zu achten. Dazu nutzen sie auch Eindrücke und Einflüsse aus dem Ausland. Eine besondere Quelle für Inspirationen ist seit dem späten Mittelalter die Walz. Galt das zünftige Reisen damals als fester Bestandteil der Ausbildung einiger Zünfte, geriet es im 20. Jahrhundert in Vergessenheit und wird heute überwiegend von Maurer- und Zimmergesellen wiederbelebt. Genau drei Jahre und einen Tag sind die jungen Männer und Frauen in der Welt unterwegs, lernen fremde Techniken und leben dabei ständig inmitten der Bevölkerung. Diese Zeit dient nicht nur der beruflichen Weiterentwicklung. Die Reisezeit ist eine Lebensschule, die Offenheit, Selbstbewusstsein und Menschenkenntnis vermittelt. Nicht umsonst sind einige bedeutende Unternehmer und Politiker selbst auf der Walz gewesen. Diese Wanderungen über die Ländergrenzen hinweg bereichern auch heute das sächsische Handwerk. So haben Baguettes und Macarons ihren Platz neben dem traditionellen Mischbrot beim Bäcker gefunden. Die Salami finden Sie heute bei jedem Fleischer, das italienische Eis sorgt im Sommer für Erfrischung und so mancher Friseur hat sich in London einen Überblick über die neuesten Trends verschafft. So hat sich über die Jahrhunderte ein grenzüberschreitender Austausch von Handwerkern, Traditionen und Techniken etabliert, der sich auch in zahlreichen Austauschprogrammen und erfolgreich absolvierten Praktika von Lehrlingen und Gesellen widerspiegelt. Dennoch lag der Anteil der Einwohner mit ausländischen Wurzeln in Sachsen sowohl in der DDR als auch nach dem Mauerfall stets zwischen zwei bis drei Prozent. Man muss sich fragen, weshalb die Einwohner der Nachbarstaaten Polen und Tschechien lange Wege bis in die alten Bundesländer

oder darüber hinaus auf sich genommen haben, statt sich in Sachsen niederzulassen. Waren es wirklich nur ökonomische Gründe oder gab es interkulturelle Ursachen? Trat man ihnen offen und freundlich entgegen oder eher skeptisch und distanziert? Vielleicht hätte der eine oder andere den Schritt nach Sachsen gewagt, hätte ihn eine Willkommenskultur erwartet. Darüber müssen wir uns kritisch Gedanken machen und unsere eigenen Einstellungen überprüfen. Dazu ruft auch diese Ausstellung auf.

Denn je größer die Skepsis gegenüber dem Fremden und Ungewohnten ist, desto wichtiger ist es, die Leistungen der Migranten zu würdigen, die selbst kleine Unternehmen gründeten und heute als Arbeitgeber und Ausbilder eng mit der Region verbunden sind. Und das Handwerk öffnet sich. Längst sind spanische und tschechische Lehrlinge in Sachsens Handwerk angekommen und haben dafür viele Hürden genommen. Nicht nur die Sprachbarriere, auch die Trennung von Familie und Freunden sowie die Unsicherheit über die eigene Zukunft machen klar, dass sich kein Zuwanderer die Entscheidung zum Umzug leicht gemacht hat. Umso wichtiger ist es, dass wir den Migranten die Hand reichen, sie willkommen heißen und ihnen einen festen Platz in unserer Gesellschaft einräumen.

Die Handwerkskammer Dresden begrüßt daher die Initiative des Sächsischen Innenministeriums und des Sächsischen Migrationszentrums in Reichenbach, die diese Ausstellung ins Leben gerufen haben. Es ist wichtig zu zeigen, wie Vertriebene, Spätaussiedler und Zuwanderer die sächsische Wirtschaft mit geprägt und gestaltet haben. Deren Lebensleistungen stehen beispielhaft für viele weitere Migranten, die in einem fremden Land Verantwortung übernommen haben und Risiken eingegangen sind, um sich eine neue Existenz aufzubauen. Die Ausstellung soll dazu anregen, ins Gespräch zu kommen, neugierig zu sein und eigene Vorurteile kritisch zu hinterfragen. Dazu laden wir den Besucher herzlich ein.



Dr. Andreas Brzezinski
Handwerkskammer Dresden



**Handwerkskammer
Dresden**

Die migrationsbedingten sozialen Prozesse in Niederschlesien nach 1945

Geschichtlicher Rückblick

Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges gab es bewegte Diskussionen über die zukünftigen Grenzen Polens, sowohl innerhalb der polnischen, gegen die deutschen Besatzungskräfte kämpfenden Untergrundorganisationen als auch in den höchsten Führungsgremien der Alliierten.

Letztlich wurden die Grenzen Polens von den »Großen Drei« festgelegt, ohne besondere Beachtung der polnischen Territorialpostulate.

Den Wendepunkt bildete hier die geheime englisch-amerikanisch-sowjetische Vereinbarung, die während der Konferenz in Teheran 1943 geschlossen wurde. Unter dem Druck der sowjetischen Militärerfolge wurde die Fläche Nachkriegspolens unpräzise zwischen der Curzon-Linie und der Oder-Neiße-Grenze festgelegt. Königsberg und Lemberg wurden sowjetisch, Ostpreußen und Oppeln polnisch. Die Großmächte entschieden über die Geschicke Schlesiens ohne Einsicht in die geografischen Grundlagen der diskutierten Gebiete, wie zum Beispiel in das Bestehen der Glatzer und der Lausitzer Neiße.

In Jalta erhielt die Teheraner Geheimvereinbarung eine formelle Gestalt – an der östlichen Grenze entlang der Curzon-Linie mit zum Teil fünf bis acht Kilometer großen Abweichungen zugunsten Polens, an der Westgrenze entlang der Oder und der Neiße, einschließlich Stettin. Einen Streit rief die Teilung Schlesiens hervor. Stalin drängte auf die Erweiterung des polnischen Territoriums bis zur Lausitzer Neiße, Churchill und Roosevelt stimmten nur der Einverleibung des deutschen Teils von Oberschlesien (das heißt des Oppelner Schlesiens bzw. des Oppelner Landes) zu.¹ In Potsdam setzte Stalin die polnische Konzeption zur polnischen Westgrenze an Oder und Lausitzer Neiße durch, trotz der Forderungen der britischen und der amerikanischen Delegation, die polnischen territorialen Eroberungen der deutschen Gebiete zu beschränken.

Das industrialisierte und an Bodenschätzen reiche Schlesien wurde von den polnischen Politikern als die treibende Kraft für die polnische Wirtschaft nach dem Krieg angesehen; es war imstande, mit seinen Fabriken und Bergwerken, den Überschuss der Arbeitskräfte zu integrieren und damit hilfreich bei der Behebung der vorgefundenen Agrarstruktur zu sein. Schlesien wurde außerdem als historisch-geografische, wirtschaftliche und kulturell-ethnische Ganzheit und als Bestandteil des Piastenstaates präsentiert.

In den Territorialprogrammen beteuerte man auch die Rolle der großen Städte, wie Oppeln und insbesondere Breslau. Der Besitz von Stettin und Breslau garantierte die Herrschaft über die Schifffahrt und den Handel. Breslau als Kommunikationsknotenpunkt und Flusshafen wurde sogar als »Landfenster Polens nach Europa« bezeichnet.

Es ist an dieser Stelle wichtig zu betonen, dass die migrationsbedingten sozialen Prozesse (insbesondere im Arbeitsbereich) in Niederschlesien direkt nach der Beendigung des Krieges von einer großangelegten, organisierten Plünderung stark beeinflusst wurden, die nach der sogenannten *Trofejnyje uprawlenija* (= wörtlich: »Trophäen-Direktion«) systematisch von den sowjetischen Truppen und dann in kleinerem Ausmaß spontan von polnischen Szabrowniki (Plünderern) aus den zentralen Gebieten Polens durchgeführt wurden. Die polnische Ansiedlung in Schlesien erfolgte in drei Etappen, wobei die ethnische und kulturelle Zusammensetzung der Zuwanderer sehr kompliziert war.²

Die erste Etappe fiel auf den Zeitraum von Frühling bis Herbst 1945. Die Anfänge der Ansiedlung waren durchaus bescheiden. Bis Ende Mai 1945 wurden im Durchschnitt 40.000 Personen in Niederschlesien und 90.000 im Oppelner Schlesien angesiedelt. Den Keim der polnischen Identität bildete in manchen Gebieten eine Handvoll Autochthone, Gefangene, Zwangsarbeiter und Mitglieder der Operativgruppen, die zur Konstituierung der Staatsstrukturen berufen wurden.

Als Zeichen der Zeit manifestierten sich damals Spontaneität und ein individueller Charakter der Wanderungen, aber auch ein riesiger Bevölkerungsfluss und demzufolge eine fehlende Ansied-

lungsstabilität. Die Mehrheit der Ankommenden in der ersten Welle beabsichtigte, nicht zu bleiben. Die Polen verloren sich anfangs unter den Deutschen. Im Frühling kamen die Umsiedler aus der Sowjetunion in Schlesien an. Bis zum Ende des Jahres 1945 befanden sich in Niederschlesien 201.856 und in Oberschlesien 101.123 Umsiedler aus der UdSSR.

Die zweite Etappe dauerte von November 1945 bis Ende 1946, und sie übertraf die vorangehende an Tempo und Ansiedlungsumfang. Die Entstehung einer zentralen Dispositionsstelle am 13. November 1945 für die neu übernommenen Gebiete durch das Ministerium für die Wiedergewonnenen Gebiete (MZO) trug dazu bei, in das Durcheinander Ordnung zu bringen. In der besprochenen Phase bemühte man sich, um die in Potsdam beschlossenen Aussiedlungen der Deutschen mit dem Transfer der Polen aus der UdSSR zu koordinieren.

Unter den aus dem Osten Transferierten befand sich eine beachtliche Gruppe der jüdischen Bevölkerung. Bereits im Juni 1945 entstand in Reichenbach (Dzierżoniów) das Wojewodschafter Judenkomitee in Niederschlesien, das für die aus den Arbeitslagern befreiten Häftlinge aus dem Gebiet des Eulengebirges verantwortlich war. Die Zentralbehörden, die den Plan für die Konstituierung einer sogenannten »Judensiedlung« in den neuen Gebieten verfolgte, schickten außer den Repatrianten die dem Holocaust entronnenen Juden aus Zentralpolen nach Schlesien. Diese Region stellte damit den größten jüdischen Bevölkerungsanteil in Polen, 1946 zählte sie ca. 80.000 bis 100.000 Personen. Am zahlreichsten war die jüdische Bevölkerung in Reichenbach (36 Prozent der Einwohner), Bielau (Bielawa), Breslau, Waldenburg (Wałbrzych) und Liegnitz (Legnica). Ein Teil der Juden hatte schon von vornherein keine Absicht, an dem neuen Aufenthaltsort zu bleiben, wofür die Abnahme ihrer Zahl 1946 und in den nächsten Jahren spricht. Diese Tendenz wurde durch das Pogrom in Kielce und die Entstehung des Staates Israel verstärkt.

Ende des Jahres 1946 waren die Massenansiedlungen in Schlesien abgeschlossen. Bis zu dieser Zeit war die Aufnahmefähigkeit dieser Region praktisch erschöpft; dies betraf zuerst das Oppelner Land, dann auch Niederschlesien. In den Dörfern befanden sich nur noch sehr beschädigte oder

große landwirtschaftliche Höfe über 100 Hektar, die zur Parzellierung vorgesehen waren.

Die eingewanderte Bevölkerung im Nachkriegsschlesiens innerhalb polnischer Grenzen gehörte zu den drei Hauptregionalgruppen:

1. interne Umsiedler aus Zentralpolen,
2. Umsiedler und Repatrianten aus der UdSSR, als auch
3. Repatrianten und Reemigranten aus anderen Staaten.

Eine kleinere Gruppe bildeten die Reemigranten und Repatrianten aus verschiedenen europäischen Staaten, neben der UdSSR hauptsächlich aus Frankreich, Belgien, Jugoslawien, Deutschland und in kleiner Zahl aus anderen Ländern. Ihre Berufsstruktur prädestinierte sie für eine Ansiedlung in den Kohle- und Landbezirken. Für die Reemigranten aus Jugoslawien, die vor allem in der Landwirtschaft tätig waren, bestimmte man den Kreis Bunzlau (Bolesławiec), aber auch etliche Gemeinden der Kreise Goldberg (Złotoryja), Löwenberg (Lwówek) und Sprottau (Szprotawa). Der organisierte Transfer der Bevölkerung aus Jugoslawien wurde 1946 durchgeführt.

Im Jahr 1947 nahm die Migrationswelle entschieden ab. Dieser Zustand bestand bis in die folgenden Jahre hinein. In dieser Zeit (von Mai bis Juli) wurde die Breslauer Wojewodschaft zum Ort der Zwangansiedlung für 13.000 bis 21.000 Ukrainer, Lemken, Bojken, Dolinier und Schlachtitzer Ruthenen, die von ihrer bisherigen Heimat im südöstlichen Polen im Rahmen der Aktion »Weichsel« ausgesiedelt wurden, was ein Schlag gegen den ukrainischen nationalistischen Untergrund war. Sie bewohnten vor allem die landwirtschaftliche Region um Liegnitz (Legnica), Lüben (Lubin), Guhrau (Góra Śląska), Oels (Oleśnica) und Neumarkt (Środa Śląska). Für diese Enklaven und ihre Bevölkerung gab es oft geläufige Redewendungen, wie zum Beispiel »Przemków-Ort – der Lemken Hort«.

Das niederschlesische Grenzland (Sorau, Sagan, Görlitz, Lauban, Löwenberg) war eine »Schutzzone« für die Militäransiedlung. In den Jahren von 1945 bis 1948 siedelten sich in den fünf dafür reservierten Kreisen 25.963 Personen (demobilisierte Soldaten mit Familien) an, das heißt 60

Prozent aller Ansiedler. Manchmal besiedelte eine ganze Abteilung einen Ort. Die Bewohnerinnen der Platerówka im Laubaner Kreis waren die Soldatinnen von der Emilia-Plater-Frauenabteilung, einer Einheit der I. Infanteriedivision, die sich 1943 in Sielce an der Oka formiert hatte. 48.475 Soldaten siedelten sich auch außerhalb der vorbehaltenen Grenzzone an. Im Ergebnis hatte Niederschlesien die meisten Militäransiedlungen – zusammen 74.288 Personen.

Außer der An- und Umsiedlungsprozesse fanden in den Jahren von 1948 bis 1950 im Rahmen des durch Polen gewährten Asyls Einwanderer aus Griechenland nach der Niederlage des kommunistischen Aufstands Zuflucht in Niederschlesien. Im Durchschnitt siedelten sich 6.000 politische Flüchtlinge in der Breslauer Wojewodschaft an. Anfänglich befanden sich die Griechen und Makedonier in speziellen Aufnahmestellen, später passten sie sich an das polnische Umfeld an, doch sie versäumten nicht die Pflege ihrer Kultur und Sprache. Besonders sichtbar waren sie in Zgorzelec, Waldenburg (Wałbrzych), Schweidnitz (Świdnica), Hirschberg (Jelenia Góra), Lauban (Lubań) und Breslau. Die Griechen nahmen gern ein Studium auf und wechselten von der Landwirtschaft in die Industrie. Die starke griechische Diaspora schwand in der Mitte der 1980er Jahre, da der damals einsetzende politische Wandel in Griechenland eine Massenrückkehr zuließ. Die wenigen Verbliebenen konzentrierten sich um die Griechische Soziokulturelle Gesellschaft.

Schlesien als Schmelztiegel – allmählicher Verlust der regionalen Identität

Nach den durchgeführten Menschentransfers wurde Schlesien zu einem Schmelztiegel. Die Region bildete zu jener Zeit noch keine sehr einheitliche Gesellschaft, sondern bestand aus den Einheimischen und den Ankommenden, die im Hinblick auf Tradition, Mentalität und aufgrund der Erfahrungen im Krieg verschieden waren. Die Einwanderer repräsentierten sowohl alle Regionen Polens in den Grenzen von 1939 und alle Typen der internen und externen Nachkriegsverschiebungen, wie auch verschiedene Motive für die Ansiedlung an einem neuen Ort. Was den

nieder- vom oberschlesischen Teil unterschied, war das ethnisch-nationale Profil. Im Falle Niederschlesiens brachte das Ende des Zweiten Weltkrieges eine Zäsur für die überstaatliche Vitalität des niederschlesischen Regionalismus, als auch ein Abbrechen der Jahrhunderte langen Kontinuität der evolutionären Kulturentwicklung der Provinz.

Mit der einsetzenden Stabilisierung der politischen und wirtschaftlichen Lage (Inbetriebnahme von industriellen Anlagen, auch mithilfe der noch im ersten Nachkriegsjahrzehnt verbliebenen Deutschen) begann ein Prozess des Verschwindens der kulturellen Vielfalt. Die verschiedenartigen regionalen Identitäten polnischer Herkunft, die nach Niederschlesien aus diversen Teilen Europas gebracht wurden, begannen allmählich der allgemeinen, durch den sozialistischen Staat diktierten hochpolnischen Kultur zu weichen. An dieser Stelle ist es wichtig festzustellen, dass die ehemals deutsche materielle Umgebung, die von der neuen Bevölkerung als fremd betrachtet wurde,³ die Pflege des mitgebrachten kulturellen Erbes nicht unterstützte. Einerseits wurde das deutsche materielle und geistige Erbe mit gewisser Abneigung behandelt, andererseits entwickelten die polnischen Umsiedler keine neue regionale schlesische Identität. Mehr noch – nach und nach gerieten die aus dem Osten Polens mitgebrachten regionalen und kulturellen Werte in Vergessenheit.

Die Arbeitsmigrationsprozesse haben auch in späteren Dekaden in Schlesien stattgefunden, doch in einem wesentlich geringeren Umfang. Es kamen zum Beispiel Arbeiter aus der Tatra-Region in das Riesen- und das Isergebirge, um in den Forsten ihre Arbeit aufzunehmen. Das Riesengebirge lockte auch – genau wie bereits zu deutscher Zeit – viele, aus verschiedenen Regionen Polens stammende Künstler an, die sich hier ansiedelten.

Abschließend soll darauf hingewiesen werden, dass wir gegenwärtig in Niederschlesien mit einer starken Abwanderung aus den ländlichen Gegenden in die großen Städte oder gar ins Ausland zu tun haben. Dies ist die Folge der politischen Veränderungen nach 1989/90, wo die meisten großen und auch viele kleinere Betriebe als unrentabel liquidiert wurden. Zwar siedelten sich hier später einige westliche Firmen an, doch diese Tatsache

vermochte nicht, die zu dieser Zeit entstandene, hohe Arbeitslosigkeit wesentlich einzudämmen.

Es ist aber zu hoffen, dass sich diese schöne Region dank der interkulturellen, internationalen Zusammenarbeit innerhalb des vereinigten Europas in Zukunft in guter Richtung entwickeln wird.

Dr. Józef Zaprucki
Karkonosze Hochschule Jelenia Góra

- 1 Die in dem vorliegenden Beitrag angewandten geschichtlichen Angaben stammen von: Elżbieta Kaszuba, *Historia Śląska po 1945 roku* (Geschichte Schlesiens nach 1945), Wrocław 2002; R. Pysiewicz-Jędrusik, A. Pustelnik, B. Konopska, *Granice Śląska* (Die Grenzen Schlesiens), Wrocław 1998; Bohdan Gruchman et al., *Polish Western Territories*, Poznań 1959.
- 2 Migration – neutrale allgemeine Bezeichnung einer großen, binnen kurzer Zeit verlaufenden Bewegung der Bevölkerung; Transfer – massenhafte Verschiebung der Bevölkerung von einem Land in das andere kraft internationaler Verträge; Aussiedlung – Abschiebung der Bevölkerung ins Ausland im Rahmen einseitiger Handlungen des Staates; Repatriant – Person, die unter Zwang vom Territorium Polens in den Grenzen vom 1.09.1939 in ein anderes Land umgesiedelt wurde, aus dem sie nach dem Krieg zurückgekehrt war; Umsiedler – eine in den Vorkriegsgrenzen Polens wohnhafte Person, die sich wegen der Grenzverschiebung außerhalb des polnischen Territoriums befand und die in die jetzigen polnischen Gebiete kam, indem sie an dem Transfer aus den westlichen sowjetischen Republiken teilnahm; Reemigrant – Person, die sich entweder am 1.09.1939 bereits außerhalb der Grenzen Polens aufhielt, oder in die erzwungene politische Emigration während des Krieges ging und nach seinem Ende zurückkehrte; interner Migrant – eine 1945 in dem Gebiet Zentralpolens (alte Gebiete) wohnhafte Person, die sich in die ehemals deutschen Gebiete begibt (neue Gebiete). Direkt nach dem Krieg wurde das Wort *Repatriierung* als Bezeichnung der externen Transfermigration benutzt, vornehmlich der Bevölkerung aus den in die UdSSR einverleibten polnischen Ostrandgebieten, dagegen hieß *Umsiedlung* interne Migration der Bevölkerung von den alten Gebieten in die neuen. Vgl.: Krystyna Kersten, *Migracje powojenne w Polsce. Próba klasyfikacji i ogólna charakterystyka zewnętrznych ruchów ludności*, in: *Polska Ludowa. Materiały i Studia*, Band 3.
- 3 Vgl. Józef Zaprucki, *On the historical interference in the urban discourse – a research communiqué (on the basis of Jelenia Góra and the Karkonosze mountains region)*, in: Zdzisław Wąsik [Hrsg.], *Unfolding the Semiotic Web in Urban Discourse*, Frankfurt am Main 2011.

Integration durch Leistung

Vertriebene, Spätaussiedler und Zuwanderer als Unternehmer in Sachsen

Für den Wiederaufbau der sächsischen Wirtschaft nach 1945 waren die Flüchtlinge und Vertriebenen aus den deutschen Ostgebieten ein wichtiger Motor. Die gegenwärtigen Bedingungen der europäischen Wirtschaftskrise, des demografischen Wandels und des zunehmenden Fachkräftemangels in den ländlichen Regionen des Freistaates Sachsen stellen die sächsische Wirtschaft erneut vor eine große Aufgabe. Deswegen gilt es, sich auf die Erfahrungen derer zu besinnen, die einen solchen Wandel erfolgreich bewältigt haben. Sie können uns ein Vorbild sein, um für die aktuellen Herausforderungen zu lernen, sich der eigenen kulturellen Wurzeln zu erinnern und gemeinsam die Zukunft zu gestalten.

Die sächsische Ausstellung »Integration durch Leistung« greift diese historischen Verbindungslinien zwischen Tradition, Identität und Integration auf, um aus aktueller Perspektive der sächsischen Wirtschaft die kultur- und lebensgeschichtlichen Wege von Flüchtlingen und Vertriebenen, Spätaussiedlern sowie alten und neuen Zuwanderern zu vermitteln. Ihr Anteil am Aufbau und an der Entwicklung von Sachsen wird am Beispiel ausgewählter Biografien deutlich gemacht.

Hierbei geht es einerseits um historische Bezüge: Wie wurden Flüchtlinge und Vertriebene nach dem Verlust von Heimat und Existenz in Sachsen aufgenommen, wie konnten sie sich neu orientieren und als Unternehmer bzw. Entscheider in verantwortlichen Positionen wieder Fuß fassen? Davon ausgehend, soll der Blick auf die aktuelle Situation gelenkt werden, weil Zuwanderung einen immer größeren Einfluss auf die Gesellschaft, Kultur und Wirtschaft nimmt. So leben, arbeiten und gestalten den Freistaat Sachsen ganz unterschiedliche Gruppen: »Alteingessene«, Kinder, Enkel und Urenkel der Flüchtlinge und Vertriebenen, Spätaussiedler, die nach 1989/90 nach Sachsen kamen, und aktuelle Zuwanderer aus verschiedenen europäischen und außereuropäischen Ländern. Sie alle haben hier ihren Platz, fühlen sich beheimatet und bilden in der

Summe ihres Engagements das heutige Sachsen, wie es nach außen ausstrahlt.

Ziel der Ausstellung »Integration durch Leistung« ist es, die Herkunftsvielfalt sächsischer Unternehmer und deren Integrationsprozess darzustellen. Der Schwerpunkt liegt auf den Flüchtlingen, Vertriebenen und Spätaussiedlern. Die Darstellung von aktuellen Zuwanderern und ihren unternehmerischen Aktivitäten steht im Zusammenhang mit der demografischen Entwicklung in den ländlichen Regionen des Freistaates Sachsen und dem zunehmenden branchenspezifischen Fachkräftebedarf. Dabei kommt der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit mit Polen und Tschechien künftig eine besondere Bedeutung zu. Da es sich um die Herkunftsgebiete der deutschen Heimatvertriebenen handelt, beinhaltet dieser Brückenschlag nicht nur Chancen für einen gemeinsamen Wirtschaftsraum, sondern ebenso für eine europäische Versöhnung und Verständigung.

Die Ausstellung soll zeigen, wie sich Flüchtlinge und Vertriebene, Spätaussiedler und Zuwanderer in einer für sie neuen, mitunter fremden Gesellschaft integrierten, sich diese zu einer neuen Heimat machten. Trotz vielerlei Hindernisse, konfrontiert auch mit Ressentiments und Vorurteilen und geprägt durch oft schmerzliche Erlebnisse, setzten sie sich neue Aufgaben. Sie bauten sich mit beachtlicher Energie eine neue Existenz auf. So waren und sind Zuwanderer keine Bittsteller, sondern Mitgestalter.

Integration ist eine Sache des Herzens und des Willens – auf beiden Seiten.

Die Ausstellung veranschaulicht an konkreten Beispielen, wie Integration erfolgreich stattfindet: durch persönliches Engagement im Wirtschaftsleben und durch die Mitarbeit in Vereinen, Institutionen und Kultureinrichtungen. Es wird aber auch deutlich, dass es ebenso der Toleranz und der Aufnahmebereitschaft der ansässigen Gesellschaft, ihrer Menschen und ihrer Administration bedarf, damit Integration gelingt.

Thomas Napp
Projektleiter und Kurator
Sächsisches Migrationszentrum, Reichenbach/O.L.

Flucht und Vertreibung

»Umsiedlung« und Annäherung

Die Begriffe »Flucht« und »Vertreibung« erinnern uns Nachgeborene und die immer weniger werdenden Zeitzeugen an vielfach nicht aufgearbeitete Schmerzen und Verluste am Ende des Zweiten Weltkrieges (1939–1945). Die Verwendung beider Begriffe täuscht darüber hinweg, dass viele das doppelte Schicksal von Flucht und Vertreibung erlitten.

Zuerst war es die Flucht vor den russischen Soldaten, die sie infolge der nationalsozialistischen Propaganda und der zu erwartenden Rache fürchteten. Dem Einmarsch der Roten Armee 1944/1945 folgte die Vertreibung der verbliebenen Deutschen aus den deutschen und ehemals deutsch besiedelten Gebieten des östlichen Europas. Viele kehrten nach Kriegsende in ihre alte Heimat zurück, bevor sie erneut ausgewiesen wurden. Bisweilen kam es zu sogenannten »wilden« Vertreibungen. Erst die Beschlüsse der Potsdamer Konferenz vom 17. Juli bis 2. August 1945 stellten die schon laufende Vertreibung von Millionen Deutschen auf eine völkerrechtliche Grundlage und besiegelten den Verlust der Heimat.

Von den insgesamt über zwölf Millionen Flüchtlingen und Vertriebenen lebten 1950 knapp acht Millionen in den westlichen Besatzungszonen, 4,3 Millionen in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) und davon etwa eine Million im »Land Sachsen«. Mehrere hunderttausend Menschen starben während der Flucht bzw. der Vertreibungen oder blieben vermisst.

Am 4. Juli 1945 gründete die sowjetische Besatzungsmacht die Landesverwaltung Sachsen (LVS). Die Sowjetische Militäradministration in Deutschland (SMAD) und die von ihr eingesetzte LVS setzten von Beginn an durch, dass von »Umsiedlung«

gesprochen wurde, und nicht von Flucht und Vertreibung. Diese staatlich verordnete Sichtweise führte dazu, dass es in der SBZ und der späteren Deutschen Demokratischen Republik (DDR) zu keiner öffentlichen Thematisierung der persönlichen Schicksale kam.

Erst nach dem Fall der Mauer und der deutschen Wiedervereinigung 1989/90 begann eine intensive Beschäftigung und damit eine gesellschaftliche Aufarbeitung durch die überlebenden Zeitzeugen.

Das äußerte sich in der Gründung von Vereinen sowie von regionalen und landesweiten Verbänden. Im Vordergrund stand von Beginn an das Bemühen um Versöhnung und Annäherung mit den heutigen Bewohnern in den ehemals von Deutschen bewohnten Gebieten östlich der Oder und der Lausitzer Neiße, trotz aller schmerzlichen Erfahrungen in den individuellen Lebensläufen und auch zum Teil kontrovers geführter Debatten.

Nachdem am 23. Mai 1949 die Gründung der BRD erfolgt war, gründete sich am 7. Oktober 1949 die DDR. Die Staatsgrenze zur damaligen Volksrepublik Polen hatte die DDR 1950 im Görlitzer Abkommen anerkannt. Die Bestätigung durch die Bundesrepublik Deutschland (BRD) erfolgte 1990 im Anschluss an die Zwei-plus-Vier-Gespräche zwischen den vier alliierten Mächten Sowjetunion, Frankreich, Großbritannien und USA sowie den beiden deutschen Staaten.

Abbildung auf der folgenden Seite:
Karte zu Flucht und Vertreibung –
Die Kreisdiagramme illustrieren den Anteil der Flüchtlinge und Vertriebenen an der Gesamtbevölkerung je Bundesland in Millionen, die Kästen von oben nach unten die deutsche Bevölkerung 1945, die Kriegs- und Nachkriegsverluste sowie die zurückgebliebene bzw. zurückgekehrte Bevölkerung bis 1950.

Kreise Hoyerswerda, Rothenburg (später Weißwasser) und Görlitz führten zum heutigen Gebiet des Freistaates, welches als geografische Grundlage für die Auswahl der vorgestellten Unternehmer und Unternehmen dient.



Das Land Sachsen 1950



Sachsen in der Bezirksgliederung der DDR 1964

Flucht und Vertreibung

Integration und Politik in Sachsen

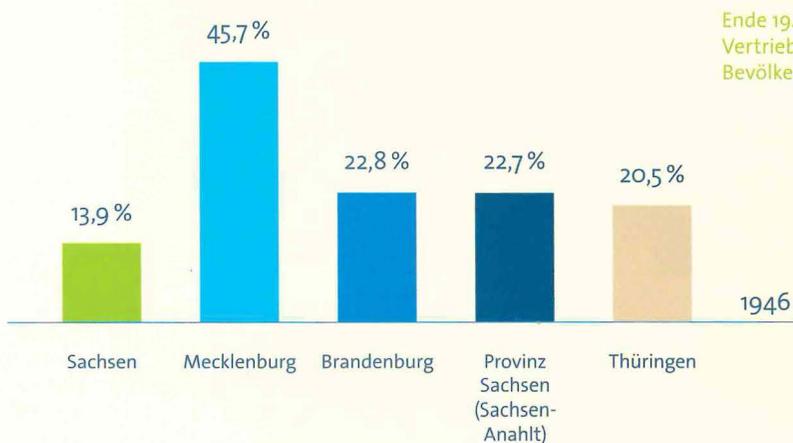
Bis zum Mai 1948 wurden etwa eine Million Flüchtlinge und Vertriebene in Sachsen angesiedelt. Weitaus mehr Menschen wanderten in den ersten Nachkriegsjahren durch Sachsen hindurch. Dies waren sowohl deutsche Flüchtlinge, Vertriebene und Aussiedler als auch 1944/45 befreite Insassen von Konzentrations- und Arbeitslagern. Massive Bevölkerungsströme befanden sich in Europa auf dem Weg in eine neue, zumeist noch unbekannte Heimat und Zukunft. An den neu entstandenen Grenzen fanden Transformationen jahrhundertlang gewachsener Bevölkerungsstrukturen statt.

Aufgrund dieser besonderen Situation beschloss die Landesverwaltung Sachsen am 30. August 1945, einen Staatskommissar für Flüchtlingsfragen einzusetzen (KPD-Mitglied Jenny Matern). Es handelte sich um die erste Sonderverwaltung für Flüchtlingsfragen überhaupt.

Am 14. September 1945 wurde die Zentralverwaltung für deutsche Umsiedler (ZVU) gegründet. Im Gegensatz zu den anderen Ländern und Provinzen der SBZ wurden

in Sachsen vorerst keine »Umsiedlerausschüsse« gebildet, sondern deren Aufgaben der im Oktober 1945 gegründeten »Volkssolidarität« übertragen. Erst 1947 stärkte ein Landesumsiedlerausschuss auch in Sachsen die Macht der ZVU. Ursprünglich war Sachsen nicht als Aufnahmegebiet von Flüchtlingen und Vertriebenen vorgesehen. Ende 1945 befahl jedoch die SMAD, alle sich in Sachsen befindenden Vertriebenen dauerhaft anzusiedeln und der einheimischen Bevölkerung gleichzustellen.

Anders als in Westdeutschland erhielten Flüchtlinge und Vertriebene in der DDR keinerlei Entschädigungs- oder Wiedergutmachungsleistungen. Welchen Umfang die Zuwanderung aus Flucht und Vertreibung jedoch noch heute einnimmt, zeigt die Tatsache, dass bis 1995 in Sachsen über 350.000 Anträge auf Leistungen nach dem Vertriebenen-Zuwendungs-gesetz genehmigt wurden. Das betraf rund acht Prozent der Gesamtbevölkerung des Freistaates. Über zwei Drittel der in Sachsen lebenden Vertriebenen stammten aus den nun polnischen deutschen Ostgebieten.



Flucht und Vertreibung

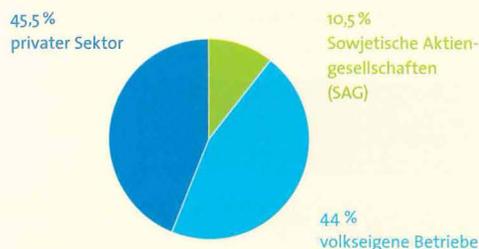
Integration und Wirtschaft

Sachsen ist eine der traditionsreichsten Industrieregionen Deutschlands. Vor dem Zweiten Weltkrieg arbeiteten 65 Prozent der Beschäftigten in der Industrie, neun Prozent in der Landwirtschaft und der verbleibende Anteil im Handel und Dienstleistungssektor. Für das Wiedererstarken der sächsischen Wirtschaftskraft nach dem Zweiten Weltkrieg wirkten die Demontagen und Reparationsleistungen an die Sowjetunion einerseits hemmend. Andererseits boten diese Arbeiten für Flüchtlinge und Vertriebene häufig eine erste Beschäftigung.

Am 21. Juni 1945 befahl die SMAD die Wiederaufnahme der Industrieproduktion, damit die Reparationsverpflichtungen erfüllt werden konnten. Daran hatten die Flüchtlinge und Vertriebenen einen wesentlichen Anteil: als Arbeitskräfte insgesamt, aber auch als Unternehmer bzw. als Beschäftigte in Führungspositionen.

Das Industrieland Sachsen stellte rund 40 Prozent der gesamten industriellen Kapazität der SBZ. Für die sächsische Industrielandschaft typisch, konzentrierte sich die Produktion nicht allein in den großen Städten und Betrieben. Prägend waren die traditionellen Gewerbe, insbesondere in kleineren Orten und hier in kleinen und

mittelständischen Betrieben. Diese wurden nach 1945 systematisch aufgelöst und enteignet und der Mittelstand als Voraussetzung für eine gesunde Wirtschaftsstruktur nachhaltig geschwächt, was bis heute nachwirkt. So waren schon bis zum Jahre 1948 in Sachsen bereits 2.297 Betriebe enteignet und in Landeseigentum überführt worden.



Ende 1948 verteilte sich die industrielle Produktion Sachsens zu 44 Prozent auf volkseigene Betriebe, zu 10,5 Prozent auf Sowjetische Aktiengesellschaften (SAG) und zu 45,5 Prozent auf den privaten Sektor.

Der private Sektor nahm durch staatlich organisierte Enteignungen und insbesondere durch die beiden großen Enteignungswellen von 1953 und 1972 kontinuierlich ab. Unternehmensbiografien wurden damit durchschnitten, Abwanderung und Ausreise (»Republikflucht«) waren für viele Menschen eine Option. Ebenso führte die gewaltsame Niederschlagung des Aufstandes vom 17. Juni 1953, der in Sachsen in Leipzig und Görlitz seine Zentren hatte und sich unter anderem auf die staatlich verordnete Erhöhung der Arbeitsnormen gründete, zu einem Anstieg der Ausreise von qualifizierten Fachkräften und Unternehmern in die BRD.



Aufstand vom 17. Juni 1953, 12 Uhr, auf dem Obermarkt in Görlitz (Ratsarchiv Görlitz)

Dem durch die Enteignungen, die Zwangskollektivierung in der Landwirtschaft und die gesamte Gesellschaftspolitik mit dem Ziel des »Aufbaus des Sozialismus« forcierten Bevölkerungsverlust begegnete die DDR mit der Errichtung der Berliner Mauer am 13. August 1961. Zugleich wurde versucht, ausländische Gastarbeiter anzuwerben, was sich in zahlreichen Regierungsabkommen dokumentiert. Diese sogenannten »Vertragsarbeiter« kamen vorwiegend aus den damaligen »jungen sozialistischen Bruderstaaten« wie Angola, Kuba und Mosambik, seit Mitte der 1970er Jahre zunehmend aus Vietnam. Im Dezember 1989 befanden sich fast 60.000 Arbeiter vietnamesischer Herkunft in der DDR, die vorwiegend in Industriebetrieben beschäftigt waren.

1972 trat das Abkommen zwischen der Volksrepublik Polen und der DDR zur Anstellung von polnischen Vertragsarbeitern in Kraft und ermöglichte einen visafreien Grenzverkehr. Hierbei nahm die geteilte Grenzstadt Görlitz/Zgorzelec eine Vorreiterrolle ein, wo unter anderem im dortigen Elektroschaltgerätekombi eine Vielzahl polnischer Arbeiter beschäftigt war, um dem zunehmenden Fachkräftemangel entgegenzuwirken.



Warenangebot im damaligen »Centrum«-Warenhaus, dem Jugendstilkaufhaus in Görlitz, 1967 (Ratsarchiv Görlitz)

Das Centrum-Warenhaus im Görlitzer Jugendstilgebäude verkaufte in dieser Zeit je nach Sortiment 20 bis 50 Prozent seiner Waren an polnische Kunden, was zu Unmut unter der deutschen Bevölkerung führte. Der grenzüberschreitende Austausch auf wirtschaftlicher Basis wurde schließlich abrupt beendet.

Am 30. November 1980 schloss die DDR ihre Grenze nach Polen, als es infolge der Gewerk-



Polnische Bürger nach dem Einkaufsbummel auf dem Görlitzer Postplatz 1979, kurz vor Schließung der Grenzen zur Volksrepublik Polen (Ratsarchiv Görlitz)

schaftsbewegung Solidarność (Solidarität) zur Ausrufung des Kriegsrechts in Polen kam und die DDR-Führung ein »Überschwappen« befürchtete.

Samisdat (= Selbst-herausgegebenes) eines polnischen Dolmetschers aus Wrocław, der für die Kommunikation zwischen den polnischen Vertragsarbeitern und den deutschen Arbeitern verantwortlich war. Inoffiziell arbeitete er als Kurier für die Solidarność-Bewegung nach Ausrufung des Kriegszustandes in Polen. (Umweltbibliothek Großhennersdorf)



Erst seit der deutschen Wiedervereinigung und der Wiedergeburt des Freistaates Sachsen am 3. Oktober 1990 findet eine Annäherung an die benachbarten polnischen Woiwodschaften statt. Seit der EU-Mitgliedschaft Polens und Tschechiens 2004 und der Erweiterung der Arbeitnehmerfreizügigkeit zum 1. Mai 2011 gibt es einen gemeinsamen gesetzlichen Rahmen, den grenzüberschreitenden Wirtschaftsraum als gelebtes Europa der Regionen aktiv zu gestalten. Wenn auch Sachsen vielfach noch Transitland ist, gilt es doch, den gemeinsamen Wirtschaftsraum zu nutzen. Gerade der Abbau von sprachlichen Hürden sowie die grenzüberschreitende Anerkennung von Berufsabschlüssen und Qualifizierungen bieten die Chance, dem konkreten Fachkräftebedarf durch zielgerichtete unternehmerfreundliche Impulse zu begegnen.

Wismut integriert

Weltpolitik und Unternehmensgeschichte

Mit dem Abwurf der Atombomben auf die japanischen Städte Hiroshima und Nagasaki am 6. und 9. August 1945 verschärfte sich am Ende des Zweiten Weltkrieges die militärpolitische Weltlage.

Das Wettrüsten zwischen den USA und der Sowjetunion führte zum Kalten Krieg, in dem beide Seiten versuchten, dem jeweils anderen im Kräftegleichgewicht nicht unterlegen zu sein. Die Sowjetunion nutzte ihren politischen Einflussbereich, um unter anderem die Suche und Ausbeutung von Uranlagerstätten auf den gesamten Ostblock auszuweiten. So weckten insbesondere die bereits bekannten Erz-Abbaustätten im sächsischen Erzgebirge das Interesse der SMAD.

Archivunterlagen wurden ausgewertet und erste Erkundungsarbeiten von sowjetischen Geologen durchgeführt. Mit dem Beschluss Nr. 1467-393c des sowjetischen Ministerrats unter Vorsitz von Josef Stalin wurde am 10. Mai 1947 der Grundstein zur Bildung der »Sowjetischen Staatlichen Aktiengesellschaft der Buntmetallindustrie Wismut« (SAG) gelegt. Am 2. Juli 1947 wurde die SAG in das Handelsregister Aue eingetragen.



Das Abkommen zwischen der DDR und der Sowjetunion vom 22. August 1953 ebnete den Weg für eine deutsche Beteiligung am Abbau des Uranerzes. Diese erfolgte mit der Gründung der gemischten »Sowjetisch-Deutschen Aktiengesellschaft Wismut« (SDAG) zum Jahresbeginn 1954. Beide Seiten hielten jeweils 50 % der Anteile.

Der hohe Arbeitskräftebedarf im Uranerzbergbau der Wismut prägte die Entwicklung des sächsischen Arbeitsmarktes nachhaltig. In den direkt vom Bergbau betroffenen Orten und Landkreisen lebte ungefähr ein Viertel der in Sachsen neu Angesiedelten, etwa 250.000 Menschen. Die Sowjetische Militäradministration für Sachsen ordnete die gezielte Herausnahme von Bergbau- und Textilarbeitern aus den Flüchtlingszügen an. Die sogenannte »Aktion 600.000« sorgte für eine staatlich verordnete Ansiedlung von Sudetendeutschen in Sachsen.

Zu Beginn waren es insbesondere die Städte Aue und Annaberg, die aufgrund der benötigten Fachkräfte fast ausschließlich Flüchtlinge und Vertriebene aufnahmen, die arbeitsfähig und im Bergbau einsetzbar waren. Ohne den Zustrom der (ober-)schlesischen Bergarbeiter hätte der Ausbau der Wismut und des Kohlebergbaus nicht so schnell erfolgen können. Zugleich erhielten die Arbeiter die Chance, sich nach dem Verlust ihrer Heimat durch die Arbeit bei der Wismut eine neue Perspektive aufzubauen. Teilweise fehlende Qualifikationen wurden aufgrund des enormen Arbeitskräftebedarfs durch die Wismut kompensiert. Neben der Schaffung von Arbeitsplätzen und entsprechenden Qualifizierungsangeboten lockte die Wismut mit der Zuteilung von Wohnraum, Prämienzahlungen und

Luftaufnahme des Wismut-Bergbaus in Aue, 1953 (Wismut GmbH)



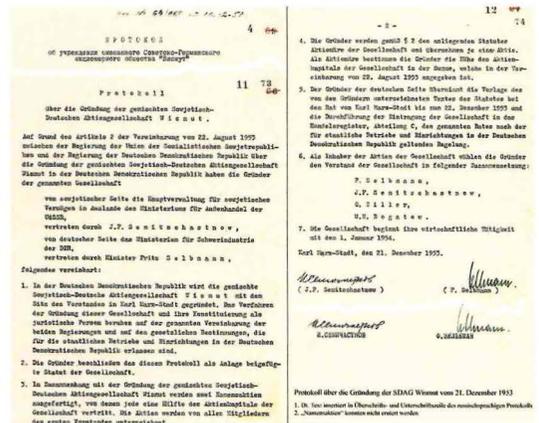
Handelsregistereintrag der Staatlichen Aktiengesellschaft der Buntmetallindustrie »Wismut« im Handelsregister Aue 1947 und 1952 mit Nennung der sowjetischen Generaldirektoren. (Wismut GmbH)

zusätzlichen Lebensmittelrationen. Die sogenannte »zweite Lohntüte« konnte jedoch die hohe Fluktuation und die Flucht von Bergarbeitern in die BRD nicht verhindern.

Ähnliches gilt für die sächsische Textilindustrie, die traditionell in den Regionen um Chemnitz und Zittau angesiedelt war. Über die berufliche Einbindung fand eine Verankerung in den neuen Lebensumfeldern statt. Die Integration in den sächsisch geprägten Standorten erfolgte zumeist über die Arbeit sowie über Vereine und die Kirche, aber auch durch die staatlich gelenkten Massenorganisationen. Für diesen Integrationsprozess war es häufig notwendig, einen Teil der ursprünglichen Identität aufzugeben oder zumindest zurückzustellen. Somit kam es zu wechselseitigen Einflüssen und Impulsen von »Alteingesessenen« und »Neuen« und damit zu einem Austausch der jeweiligen kulturellen Traditionen zwischen der Herkunftsregion und der Aufnahme-region in Sachsen.

Nach der kurzfristigen Ausbeute der Lagerstätten in den Anfangsjahren wurde zunehmend Wert auf eine wissenschaftliche Erkundung und die Verbesserung der Arbeitsbedingungen gelegt. Aufgrund der vielfältigen Sonderrechte blieb die SDAG Wismut ein »Staat im Staate DDR«.

Das Unternehmen hatte insgesamt ca. 231.000 Tonnen Uran gefördert, als am 31. Dezember 1990 der Uranerzbergbau eingestellt wurde. Damit gehörte die DDR zu den vier größten Uranproduzenten der Welt. 1991 ging die Wismut GmbH



Protokoll über die »Gründung der gemischten Sowjetisch-Deutschen Aktiengesellschaft Wismut« vom 21. Dezember 1953, die zum 1. Januar 1954 in Kraft trat. Fritz Selbmann vertritt als Minister für Schwerindustrie die DDR und wird Vorsitzender des Vorstands. (Wismut GmbH)

vollständig in den Besitz der Bundesrepublik Deutschland über. Aufgabe war es nun, die vom Bergbau beanspruchten Flächen wieder nutzbar zu machen. Es galt in einem umfassenden Sanierungsprozess, die Wismut-Altlasten in Sachsen und Thüringen zu beseitigen sowie Mensch und Natur eine gesunde Umwelt wiederzugeben. Bis in die Gegenwart leistet die Wismut GmbH mit ihren 1.200 Mitarbeitern einen bedeutenden Beitrag zur wirtschaftlichen Standortsicherung in Sachsen.



Unterzeichnung des Abkommens zwischen der Regierung der Bundesrepublik Deutschland und der Regierung der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken über die Beendigung der Tätigkeit der Sowjetisch-Deutschen Aktiengesellschaft Wismut durch den damaligen Wirtschaftsminister Jürgen Möllemann am 16. Mai 1991 (Wismut GmbH)

Wismut integriert

Von Schlesien nach Schlema

Konrad Barth wurde 1939 in Kroischwitz (Kraszowice) im Kreis Schweidnitz (Świdnica, Schlesien) geboren. Gemeinsam mit seinem Zwillingenbruder Siegfried und seiner zwei Jahre älteren Schwester Rosemarie flüchtete die Familie im Oktober 1944 vor der herannahenden Roten Armee über das Riesengebirge nach Böhmen. Nach einer kurzen Rückkehr folgte der Flucht die Vertreibung. Im August 1946 wurden der Mutter nahezu alle Habseligkeiten abgenommen, bevor die Familie Barth auf dem Bahnhof in Schweidnitz in Viehwaggons gesperrt und zusammen mit zahlreichen Frauen, Alten und Kindern ausgewiesen wurde.

Nachdem der Zug in Kleinwelka bei Bautzen gestoppt hatte, wurden die Vertriebenen entlast. Die Familie Barth musste in einen Zug zur Weiterfahrt nach Dittersdorf bei Löbnitz im Erzgebirge umsteigen. Dort bekam sie ein Zimmer in einem zuvor als Schule genutzten Gebäude zugewiesen.

Der aus französischer Kriegsgefangenschaft geflüchtete Vater fand über das Deutsche Rote Kreuz seine Familie wieder. Er überquerte heimlich die Grenze zur SBZ. Als der Vater sich in Meerane beim Arbeitsamt meldete, wurde er im Januar 1947 zur SAG Wismut zwangsverpflichtet, die dringend Arbeitskräfte benötigte. Die Arbeit war schwer, aber die Entlohnung überdurchschnittlich, dazu gab es Sonderationen an Lebensmitteln. So konnte die Wismut gerade für viele Heimatvertriebene integrierend wirken; sie bekamen Arbeit, konnten ihre Familien ernähren. Die Gemeinden kümmerten sich um die Bereitstellung von Wohnraum.

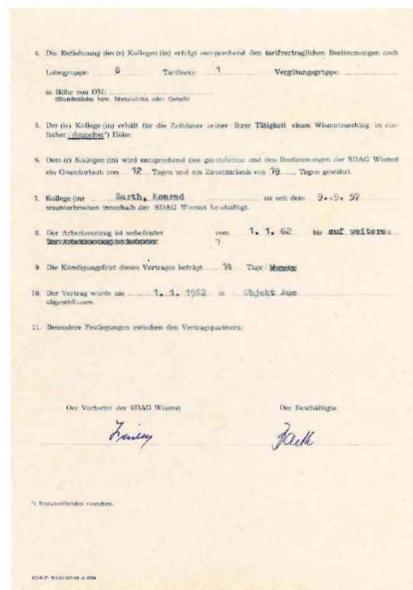
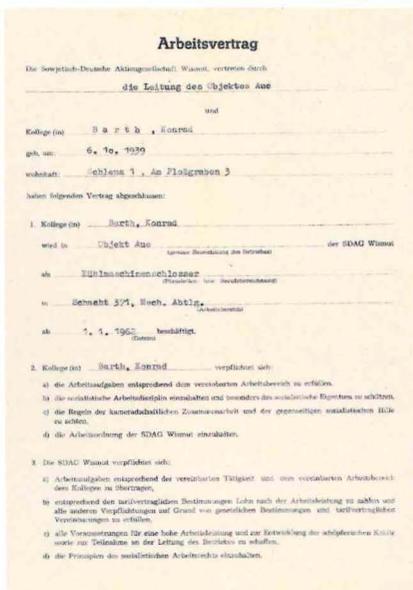
Für Familie Barth war Dennheritz im Kreis Glauchau die erste Anlaufstelle.

» In Dennheritz ging ich bis zur 6. Klasse in die Grundschule. Es gab anfangs nicht genug Schulbänke und Stühle – wir waren von niemandem gewollt.«

KONRAD BARTH



Konrad Barth (2. von links) bei einer Besprechung mit seinen Kollegen der SDAG Wismut in Aue »unter Tage«



Arbeitsvertrag zwischen der SDAG Wismut und Konrad Barth von 1962. Konrad Barth, seit 1957 bei der Wismut tätig, wird als Kühlmassenschlosser beschäftigt.

Die Situation besserte sich weiter, als die Familie 1952 nach Schlema im Westerzgebirge in eine Zweiraum-Wohnung zog. Der vor dem Krieg traditionell vom Tourismus geprägte Ort zeigte sich gegenüber den vielen Heimatvertriebenen zugänglich.

» Hier in Schlema war ich endlich zu Hause angekommen. Hier wollte ich leben.« KONRAD BARTH

Nach dem Schulbesuch und der Ausbildung zum Schlosser ging 1959 auch Konrad Barth zur SDAG Wismut, wo er als Kühlanlagenbauer tätig war. Durch Qualifikationen in der Abendschule stieg er über die Stationen Meister und Brigadier zum stellvertretenden Abteilungsleiter auf.

Sein gesellschaftliches Engagement führte ihn 1964 in den Gemeinderat von Schlema. 1979 wurde Konrad Barth zunächst ehrenamtlicher, dann hauptamtlicher Bürgermeister des Ortes. Dieses Amt übte er ohne Unterbrechung bis zum Jahr 2004 aus.

Familientreffen an der Schweidnitzer Kirche 2006. Konrad Barth, der im Kreis Schweidnitz geboren wurde, erinnert sich gemeinsam mit seinen Geschwistern und vermittelt die Traditionen und die Besonderheiten seiner schlesischen Heimat an seine Kinder und Enkel.

Nach der deutschen Wiedervereinigung konnte Konrad Barth die Sanierung und Revitalisierung der durch den Bergbau entstandenen Umwelt- und Infrastrukturschäden durch die Wismut GmbH in Schlema aktiv mitgestalten. »Man muss versuchen, aus seinem Leben was zu machen. Man will ja nicht umsonst dagewesen sein.« Der für den Vertriebenen Konrad Barth und seine Familie zur Heimat gewordene Ort Schlema nutzt das Potential der Region wieder friedlich und wirbt als Kurort Bad Schlema mit den heilenden Kräften der Radonquellen.



Bergbau integriert

Vertreibung und Aufstieg in der Braunkohle

Wolfgang Wagenknecht wurde 1936 als ältester von drei Brüdern in Altreichenau (Stare Bogaczowice) im Kreis Waldenburg (Wałbrzych) in Schlesien geboren, woher seine Mutter stammte. Zuhause war die Familie in Hermsdorf/Kynast (Sobieszów) im Kreis Hirschberg (Jelenia Góra). Sein Vater versorgte als Briefträger unter anderem das Haus des Schriftstellers und Literaturnobelpreisträgers Gerhart Hauptmann in Agnetendorf (Jagniątków). 1941 wurde er dienstverpflichtet nach Grube Erika (seit 1949 Laubusch). Dem Vater und seinen Geschwistern gehörte ein von vier Familien bewohntes Haus in Hermsdorf.

Die ersten sowjetischen Soldaten erreichten diesen Ort gegen Mittag des 9. Mai 1945. Sie bezogen das von der Familie von Schaffgotsch zu Beginn des 18. Jahrhunderts errichtete Schloss. Seit 1947 dient das Gebäude als Schule des nun polnischen Ortes Sobieszów.

Im Frühsommer 1945 kamen dann die ersten Polen. Sie besetzten Häuser und Wohnungen der deutschen Bevölkerung. Die betroffenen Deutschen mussten nun zumeist als Mägde und Knechte in beengte Räume umziehen und durften nur Handgepäck mitnehmen. Plünderungen, Diebstähle und Schikanen bestimmten den Alltag. Dieser Zustand wurde von der deutschen Bevölkerung als rechtsfreier Raum empfunden. Die Deutschen mussten am linken Arm eine mindestens 10 cm breite weiße Armbinde tragen; außerdem wurde eine nächtliche Ausgangssperre verhängt. In der Hermsdorfer Chronik von 1991 ist zu lesen, dass nach dem Krieg in dem Ort mit 3.300 Einwohnern 23 Menschen ihr Leben verloren, auch bedingt durch die Vorgänge der Vertreibungen.

Vor allem die Frauen leisteten Übermenschliches, waren sie doch meist ohne ihre



Wolfgang Wagenknecht bei der bautechnischen Kontrolle eines zu rekonstruierenden Hauses in Hoyerswerda, 1996

Männer auf sich allein gestellt. 20 Monate ohne jegliche Einkünfte, sogar ihren goldenen Ehering musste sie verkaufen, kümmerte sich die Mutter von Wolfgang Wagenknecht aufopfernd um ihre drei Jungen. Dennoch verstarb einer von ihnen 1948 nach einer Krankheit.

Am 8. Januar 1947 musste die Familie Wagenknecht ihr Haus verlassen. Jeder durfte nur ein Gepäckstück ohne Wertsachen mitnehmen. Auf einem offenen LKW ging es bei Eiseskälte in das Lager Hartau bei Hirschberg.

Nach einigen Nächten in der Lagerbaracke auf Stroh wurden jeweils 30 bis 35 Personen einem Viehwaggon zugewiesen.

» Es gab nichts zu essen, es war hundekalt und niemand wusste, wohin der Zug fuhr [...] Wir Kinder haben den Heimatverlust gar nicht richtig begriffen. Die Älteren bewegten ambivalente Gefühle: einmal der Heimatverlust, wobei mancher noch an einen nur zeitweiligen glaubte, zum anderen die Erleichterung, dem rechtlosen Zustand entkommen zu sein.«

WOLFGANG WAGENKNECHT

Der Zug mit den durchgefrorenen und hungrigen Insassen fuhr über Kohlfurt (Węglińiec)

nach Leipzig. Sie landeten für zwei Wochen in einem Quarantänelager in Plagwitz.

» Endlich waren wir in warmen Räumen.«
WOLFGANG WAGENKNECHT

Der Vater war in polnische Gefangenschaft geraten. In einem über 300 Kilometer langen Marsch, den viele nicht überlebten, ging es von Komotau (Chomutov, Böhmen) über Elsterhorst bei Hoyerswerda bis in die Nähe von Glogau (Głogów). Als Karl Wagenknecht nicht mehr arbeitsfähig war, schob man ihn 1946 über Frankfurt/Oder in die Sowjetische Besatzungszone ab. Von dort aus schlug er sich wieder zu seinem alten Dienstort durch, der Grube Erika, wo er eine Anstellung im Braunkohlenbergbau fand. Der Weg nach Hause war ihm verwehrt. Als die Mutter mit ihren Kindern nach dem Lageraufenthalt in Leipzig-Plagwitz Döbeln zugeteilt wurde, schrieb sie an die alte Dienstadresse ihres Mannes in Grube Erika. »Und was für ein Glück: Wir hatten unseren Vater wieder, der eine Zuzugsgenehmigung erwirkte, so dass wir alle wieder zusammen waren.« Damit war der familiären und beruflichen Existenz der Boden bereitet. Als Bergarbeiter erhielt der Vater nach der Schwerarbeiterkarte gelegentlich Sonderzuteilungen, so in großen Wochenabständen ein Pfund Quark oder eine Schachtel Zigaretten. Zudem gab es 100 Zentner Brikett im Jahr als Deputat. Davon wurde nichts verfeuert, sondern als Tauschware für Lebensmittel eingesetzt, um die Familie zu ernähren. Der eigene Brennstoffbedarf wurde durch im Tagebau gefundenen Xylit gedeckt: unvollständig verkohltes Holz mit geringem Brennwert.

Zunächst wohnte die Familie Wagenknecht zu fünft in einem kleinen Zimmer. Nach einigen Wochen konnte sie zwei Dachstuben und schließlich im Mai 1948 in einer massiven Baracke Quartier beziehen. Das Glück war groß, als die Familie kurz vor Weihnachten 1950 eine Neubauwohnung mit Küche, Bad und zwei Zimmern beziehen durfte. Wolfgang Wagenknecht ging im Februar 1947 erstmals seit Ende 1944 wieder zur Schule. »In der 7. Klasse musste ich die Schule verlassen, weil einfach Geld zu verdienen war.« Im September 1950 begann er dann eine Maurerlehre im Braunkohlenwerk »John Schehr« in Laubusch. Wolfgang Wagenknecht verdiente

nun 64 Mark im Monat netto und konnte damit seine Familie unterstützen; so hatte sein jüngerer Bruder die Chance, die Schule mit der 8. Klasse, wie damals üblich, zu beenden. Nach zweieinhalb Jahren schloss er die Lehre erfolgreich ab und arbeitete als Maurer. Nebenher besuchte er Abendkurse, um sein Ziel, Ingenieur zu werden wie sein Großvater, zu erreichen. Wolfgang Wagenknecht wusste, dass er nur durch Fleiß und überdurchschnittliche Leistungen im Leben auch als Heimatvertriebener vorankommen und in der neuen Gesellschaft ankommen konnte. »Wichtig war natürlich, dass die Möglichkeiten zu einer Weiterbildung geboten wurden.«

Um studieren zu können, verpflichtete sich Wolfgang Wagenknecht 1955 freiwillig für zwei Jahre zur Kasernierten Volkspolizei. Nach dem Studium an der Ingenieurschule für Bauwesen in Zittau stieg er 1961 als Bauingenieur in seinem Lehrbetrieb mit einem Bruttogehalt von 600 Mark ein. Damit war er beruflich in seiner neuen Heimat angekommen. Nach der Hochzeit konnte die junge Familie mit einer Tochter 1962 eine Neubauwohnung in Hoyerswerda beziehen. 1968 wurde Wolfgang Wagenknecht Gruppenleiter im Braunkohlenkombinat in Knappenrode, 1975 Abteilungsleiter und 1979 Hauptabteilungsleiter. Mitglied der SED war er nie.

Nach der deutschen Einheit begann Wolfgang Wagenknecht als Leiter Hochbau in der Hauptverwaltung der Lausitzer Braunkohle AG (LAUBAG) in Senftenberg. Seit 1992 war er als Technischer Leiter der Lausitzer Braunkohlengesellschaft tätig. Als es zu Entlassungen kommen sollte, installierte Wolfgang Wagenknecht in seiner Firma ein Planungsbüro und konnte so Arbeitsplätze retten. Seit 2000 ist Wolfgang Wagenknecht Rentner.

Als Zeitzeuge der Vertreibung, der Integration und des beruflichen Aufstiegs in seiner neuen Heimat vermittelt er heute seine Erfahrungen an Schüler und engagiert sich im Stadtverband Hoyerswerda des Bundes der Vertriebenen (BdV).

» Meine Heimat ist Hermsdorf/Kynast im Riesengebirge, zu Hause bin ich seit 1962 in Hoyerswerda.«

WOLFGANG WAGENKNECHT

Landwirtschaft

Vertreibung und Neubeginn als Neubauer

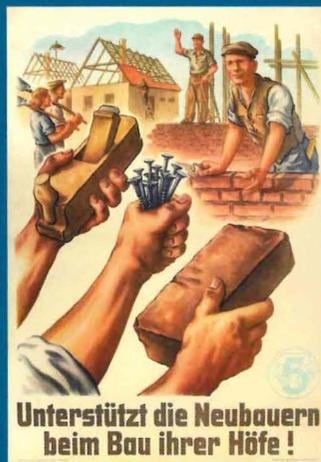
Die »Verordnung über die landwirtschaftliche Bodenreform« trat am 10. September 1945 für das Land Sachsen in Kraft. Bis 1949 wurden Großgrundbesitzer mit einer Fläche von mehr als 100 Hektar sowie Kriegsverbrecher und aktive Nationalsozialisten enteignet. In Sachsen betraf das eine Fläche von über 350.000 Hektar. Die enteigneten Ländereien wurden unter anderem Flüchtlingen und Vertriebenen zugewiesen, die als Neubauern jeweils fünf bis zehn Hektar Land erhielten. In Sachsen entstanden so 18.000 Neubauernstellen, von denen 7.400 an Flüchtlinge und Vertriebene gingen.

Das »Gesetz über die weitere Verbesserung der Lage der ehemaligen Umsiedler in der Deutschen Demokratischen Republik« (Umsiedlergesetz) vom 8. September 1950 behandelte unter anderem Hilfen für »bedürftige Neubauern-Umsiedler«. Insbesondere Flüchtlinge und Vertriebene aus Schlesien, Böhmen und Ostpreußen hatten dort in der Landwirtschaft gearbeitet oder eigene Höfe betrieben und diese verlassen müssen. Sie suchten nun in Sachsen eine neue Heimat, aber auch ein gewohntes Arbeitsumfeld, das ihren Traditionen und ihren Fähigkeiten entsprach.

Zum Ansbuch der Leistungsfähigkeit sollte den Neubauernhöfen in den Jahren 1951 und 1952 für bestimmte Produkte die Hälfte des Ablieferungssolls erlassen werden. Mit dieser Instrumentalisierung der Heimatvertriebenen wollte die SED die Volkskammerwahlen der DDR zu ihren Gunsten entscheiden. Nach der Wahl 1950 wurden diese Regelungen wieder beschränkt.

Ernst-Albert Schulz wurde 1934 in Skeyden (Skidniów) bei Glogau (Głogów) geboren. Er besuchte die Hauptschule in Beuthen (Bytom). Am 21. Januar 1945 wurde er dort bei seinen Gasteltern abgeholt und flüchtete mit seinen Eltern zur Tante in Lauban (Lubań), wo weitere Angehörige der großen Familie eintrafen. In Radmeritz (Radomierzycze) überquerten sie gemeinsam die Neiße und verbrachten die erste Fluchtnacht in Kiesdorf, von wo aus es weiter ins Oberland ging. Der zum Volkssturm eingezogene Vater konnte nachkommen und hatte sich in Görlitz einen »Treckführer-Schein« besorgt, um nicht nochmals an die Front zurück zu müssen. Über Tautewalde ging die Flucht weiter nach Ohorn, Radeburg und Meißen in Richtung Nossen. In der Nähe von Dresden kam die Familie in einer überfüllten Scheune unter und wurde von dort nach Roitzsch bei Podemus geschickt. Da die Rückkehr nach Schlesien nicht mehr möglich war, bezog die Familie schließlich ein Domizil in Görlitz-Weinhübel. Nun galt es, sich auf Nahrungssuche zu begeben. Auf dem Weg nach Weißenberg (bei Bautzen) kamen sie durch Wurschen. Dort wurden Arbeitskräfte, insbesondere aber Zugtiere für die Bewirtschaftung des Gutes benötigt. Der Familie wurde das dortige Schloss im Juli 1945 als Wohnsitz zugewiesen. Jede Familie bekam je nach Größe ein bis zwei Räume zugeteilt, wonach insgesamt acht bis zehn Familien das Schloss bewohnten.

Aufruf zur Unterstützung der Neubauern mit Material und Arbeitskraft durch die Regierung der DDR im Jahr 1951 (Görlitzer Sammlungen / OLB)



**Unterstützt die Neubauern
beim Bau ihrer Höfe !**



Ernst-Albert Schulz auf seinem Neubauernhof in Neubelgern.



Blick in den Garten des Neubauernhofs, der insbesondere zu Beginn auch die Versorgung der Familie sicherstellte.



Ernst-Albert Schulz, dem seine Enkel über die Schulter schauen, 2013.

Der Vater von Ernst-Albert Schulz hatte 1946 in der entstehenden Siedlung Neubelgern, heute einem Ortsteil von Weißenberg, eine Neubauernstelle mit acht Hektar Land zugewiesen bekommen. Dort durfte die Familie aufgrund der fünf Kinder eine ehemalige Feldscheune zum zweigeschossigen Wohnhaus ausbauen.

» Der Boden war mit der beste in der Gegend, aber eben außerhalb gelegen [...] Als Zugezogene waren wir nicht die erste Wahl.« ERNST-ALBERT SCHULZ

Da der Hof weniger als zehn Hektar umfasste, waren die staatlich vorgegebenen Abgaben nicht so hoch, die Familie hatte ihr Auskommen.

Ernst-Albert Schulz begann 1948 seine Ausbildung auf dem elterlichen Hof, da sein Vater gerade die Ausbildungsberechtigung erworben hatte. Das dritte Lehrjahr absolvierte er auf dem Bauernhof in Roitzsch, wo die Familie 1945 Zuflucht gefunden hatte. Über die Abendschule erwarb Ernst-Albert Schulz den Abschluss als Feldbaumeister und staatlich geprüfter Landwirt. 1961 trat sein Vater in die LPG ein, da er der Meinung war, dass es eine gute Sache sei. Das Vieh des Neubauernhofes kam damit in Wurschener Ställe. Einzig ihre Schafe durfte die Familie behalten. Ernst-Albert Schulz begann in der LPG Baschütz und war anschließend in Canitz-Christina bei Kubschütz als Lehrausbilder zugleich für die

Heimbetreuung seiner Lehrlinge zuständig. 1962 ging er für fünf Jahre nach Mecklenburg, wo er im Kreis Ribnitz-Damgarten zuerst als Produktionsleiter Viehwirtschaft und später als Ökonom tätig war. Im März 1968 kehrte er auf den elterlichen Bauernhof zurück, da die Eltern die Bewirtschaftung nicht mehr allein schafften.

1981 absolvierte Ernst-Albert Schulz eine Ausbildung zum Schichtleiter und Futtermeister; anschließend übernahm er in Kleinbautzen eine Milchviehanlage mit insgesamt 4.000 Kühen. 1991 ging er mit 57 Jahren in Vorruhestand und bewohnt weiterhin den elterlichen Hof. Drei Schwestern des Vaters haben ebenfalls in Neubelgern gebaut, was zur Verwurzelung in der neuen Heimat beigetragen hat. »Zuhause bin ich in Neubelgern. Es gibt wohl selten ein Dorf, das sich so einig ist.«



Urkunde zur Grundstücksüberlassung infolge der Bodenreform in der SBZ an den Vater von Ernst-Albert Schulz, Reinhold Schulz, vom 31. Oktober 1945. Dieses Schriftstück berechnete die Familie Schulz, in Neubelgern ihren Neubauernhof zu errichten.

Landwirtschaft

Vertreibung und Versöhnung

Bauernhöfe mit einer Fläche bis zu 100 Hektar blieben von der ersten Phase der Bodenreform zumeist verschont. Deren Landwirte traten ab 1952 entweder freiwillig in eine Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft (LPG) ein oder wurden zum Eintritt gedrängt. Dieser Prozess der Zwangskollektivierung galt 1960 als vollendet. Er brachte viel Leid über die Betroffenen: etwa 200 Bauern begingen Selbstmord, über 15.000 flüchteten in den Westen, rund 8.000 Schauprozesse fanden statt. Für die Landwirtschaft in Ostdeutschland ergab sich eine völlig neue Struktur, die kaum noch kleine, individuell bewirtschaftete Höfe kannte, sondern vorwiegend großflächige, genossenschaftlich organisierte Agrarbetriebe, die häufig die landwirtschaftlichen Kapazitäten mehrerer Dörfer umfassten.



Helmut Müller wurde am 10. Juli 1940 in Komotau, dem heutigen Chomutov in der Tschechischen Republik, geboren und entstammt einer landwirtschaftlich geprägten Familie aus Tuschmitz im damaligen Sudetenland. Nach der Vertreibung aus ihrer böhmischen Heimat kam die Familie 1946 zu einem tschechischen Bauern in Záluží, 26 Kilometer östlich von Praha (Prag). Die Eltern von Helmut Müller und seiner acht Jahre älteren Schwester arbeiteten auf diesem Bauernhof, um sich das Dach über dem Kopf und das tägliche Essen zu verdienen. Auch nach über 60 Jahren erinnert sich Helmut Müller an die »ordentliche Behandlung« durch die Familie des Bauern Miškovský, der deutsch mit ihnen sprach. Die Kinder der beiden Familien wurden Spielkameraden. Diese mitmenschliche Erfahrung nach dem zuvor erlittenen Leid der Vertreibung sollte den weiteren Lebensweg von Helmut Müller prägen. Nach 13 Monaten verließ Familie Müller den tschechischen Bauernhof, da sie nach Deutschland wollte, um ihren Kindern den Schulbesuch zu ermöglichen und sich eine eigene Existenz aufzubauen. Der Fahrt in einem Viehwaggon folgten zahlreiche Aufenthalte in Flüchtlingslagern. Unterkunft fanden sie schließlich in Lindenau bei Hildburghausen an der thüringisch-fränkischen Grenze. Vor allem die Mutter wollte und konnte nicht mehr weiter: »Bis hierher und keinen Meter weiter, ich habe es satt.« Großer Hunger kennzeichnete die ersten Nachkriegsjahre der Familie Müller.

Helmut Müller mit einem Tschechischwörterbuch. Er lernte die Sprache, um die heutigen Bewohner seiner Heimat ohne Übersetzer zu verstehen, und nutzte sie, um gemeinsam die grenzüberschreitende Versöhnung zu leben.



Helmut Müller in seinem Haus in Meuselwitz, einem Ortsteil der Stadt Reichenbach/O.L., mit dem Kreuz und dem Hochzeitsbild als Zeichen für seinen Halt im christlichen Glauben und in seiner Familie.

» Einige Einheimische betrachteten uns anfangs als Fremde, quasi als Ausländer [...] Man konnte den Eindruck gewinnen, dass wir, die Heimatvertriebenen, ebenfalls Deutsche, den Krieg alleine verloren haben [...] Doch je mehr man aufeinander zuzug, gemeinsam Fußball spielte oder im Chorsang, umso eher wurde man Teil der Dorfgemeinschaft.« HELMUT MÜLLER

Nach dem Studium der Landwirtschaft in Leipzig zog Helmut Müller nach Ostsachsen um. Er arbeitete als Produktionsleiter in der LPG Meuselwitz bei Reichenbach/O.L., bevor er als Ökonom für 7.800 Hektar Land verantwortlich war. Helmut Müller gründete eine Familie und gab seinen Kindern mit auf den Weg, dass es vor allem der eigene Fleiß ist, der zu wirtschaftlichem Erfolg führt: »Was du in deinem Kopf hast, kann dir keiner nehmen!«

Er selbst lernte als Erwachsener Tschechisch, um sich unabhängig mit den neuen Bewohnern seiner alten Heimat verständigen zu können. Seinen Rückhalt findet Helmut Müller in der Familie und im christlichen Glauben. Intensiv pflegt er Kontakte in seine alte Heimat, zu den Menschen, die ihm auch während der Schrecken der Vertreibung Menschlichkeit und Hilfsbereitschaft zuteil werden ließen. Als Brückenbauer im Dreiländereck steht für ihn »Usmírení – Versöhnung« im Mittelpunkt seines gesellschaftlichen Engagements, das ihn nach 1990 als Abgeordneter in den Sächsischen Landtag bzw. den Kreistag des Landkreises Görlitz führte. Helmut Müller ist Ehrenbürger der Stadt Lešnica (Leschnitz) am Fuße des Wallfahrtsortes St. Annaberg. Für seine Verdienste um eine tätige Aussöhnung wurde Helmut Müller im Jahre 2002 die Sächsische Verdienstmedaille und 2005 die der Bundesrepublik Deutschland verliehen.



Helmut Müller und seine Familie in Lindenau an der deutsch-deutschen Grenze Ende der 1950er Jahre. Diese Zeit war für ihn durch die Landwirtschaft und den familiären Zusammenhalt geprägt.

Vertreibung und Enteignung

Wurzeln für Rückkehr und Wiederansiedlung

Eberhard von Kuenheim wurde 1928 auf dem Gut Juditten (Judyty) in Bartenstein in der Nähe von Königsberg geboren. In Ostpreußen besaß die Familie ein Trakehnergestüt mit 800 Pferden.



Theda und Eberhard von Kuenheim, 2013

Als der Zweite Weltkrieg endete, war Eberhard von Kuenheim 16 Jahre alt. Mit dem Fahrrad war er von Juditten bis zum Hafen nach Pillau gefahren. »Es wurde geschossen, die Menschen hatten Angst, viele waren verzweifelt«, erinnert sich Eberhard von Kuenheim.

Er kam mit seiner Einheit im März 1945 auf einem Sanitäts- und Truppenschiff über Kopenhagen nach Nordwestdeutschland. Bei der Ausfahrt aus dem Hafen wurde ihm bewusst:

» Jetzt sehe ich Ostpreußen zum letzten Mal.«

EBERHARD VON KUENHEIM

Seinen Vater verlor Eberhard von Kuenheim mit sieben Jahren; seine Mutter starb in einem sowjetischen Lager. Die Wurzeln waren abgetrennt. So blieb ihm nur der unbedingte Wille zum Wiederaufstieg, denn

» Es wurde einem nichts geschenkt. Und man wollte sich nicht proletarisieren lassen.« EBERHARD VON KUENHEIM

In Göttingen holte Eberhard von Kuenheim das Abitur nach und erarbeitete sich sein Studium als Hilfsarbeiter bei Bosch. Er studierte Maschinenbau an der Technischen Hochschule in Stuttgart. 1954 begann er beim Werkzeugmaschinenhersteller Max Müller in Hannover und wurde als Technischer Leiter bald zum Vertrauten des Firmeninhabers.

» Der Wiederaufstieg Deutschlands war nur möglich, da wir die fabelhafte Facharbeiterausbildung hatten.«

EBERHARD VON KUENHEIM

1965 stieg Eberhard von Kuenheim als »Stabsmann für technische Fragen« bei der Quandt-Gruppe ein. Der Aufsichtsrat der BMW AG berief ihn 1970 zum Vorstandsvorsitzenden. Eberhard von Kuenheim stand 20.000 Mitarbeitern vor. Er hatte es geschafft. Zum Ende seiner Amtszeit übergab er 1993 ein Unternehmen mit 70.000 Mitarbeitern und 30 Milliarden DM Umsatz. Bis 1999 führte Eberhard von Kuenheim den



Rittergut Mockritz bei Döbeln, 2012

Aufsichtsrat. Im Jahr 2000 gründete die BMW AG ihm zu Ehren die Eberhard von Kuenheim Stiftung.

Als BMW nach einem neuen Fertigungsstandort suchte, hatten sich 250 Anbieter in der EU beworben. Im Endausscheid gewann Leipzig die Ausschreibung gegen den tschechischen Standort Kolín. Den Ausschlag gaben die qualifizierten Fachkräfte, die Infrastruktur mit Flugplatz und Autobahnkreuz sowie die Verlegung des DHL-Drehkreuzes von Brüssel nach Leipzig. Die engagierte Wirtschaftspolitik der sächsischen Staatsregierung, Wirtschaftsminister Kajo Schommer und der damalige Oberbürgermeister der Stadt Leipzig Wolfgang Tiefensee waren die Garanten für eine erfolgreiche Ansiedlung in Leipzig.



BMW Werk Leipzig, eröffnet am 13. Mai 2005. Heute werden hier die 1er Reihe und das 2er Coupé von BMW produziert.

Auch Eberhard von Kuenheim war aus seiner Biografie heraus dem Osten verbunden. Bereits 1993 hatten Eberhard von Kuenheim und seine Frau Theda das Rittergut ihrer Familie von Schönberg in Mockritz zurückgekauft. Das Rittergut Mockritz bei Döbeln befand sich seit 1916 im Besitz von Elisabeth von Schönberg. Die von Schönbergs sind eine traditionsreiche und in Sachsen weitverzweigte Adels- und Unternehmerfamilie. Einer ihrer Vorfahren war der Oberberghauptmann Abraham von Schönberg (1640–1711), der Initiator der TU Bergakademie Freiberg. Im September 1945 erfolgte die Enteignung des Rittergutes. Die Familie kam in ein Lager auf die Insel Rügen und flüchtete später in die BRD. Theda von Schönberg heiratete 1956 Eberhard von Kuenheim.

Die Kenntnis der regionalen Gegebenheiten, die Verbundenheit mit Mockritz und dem welt-offenen Sachsen haben das Vorhaben sicher befördert.

» Wir können Mitteldeutschland nicht zugrunde gehen lassen; dieser Gedanke hat mich immer bewegt.«

EBERHARD VON KUENHEIM

Im März 2005 wurde das BMW-Werk Leipzig eröffnet. Über 5.000 Mitarbeiter produzieren täglich 740 bis 750 Fahrzeuge. Die Eberhard von Kuenheim Stiftung betreut in Leipzig das Projekt »Joblinge«, um die Erfahrungen ihres Namensgebers an junge Menschen weiterzugeben.



Die Eberhard von Kuenheim Stiftung wurde im Jahr 2000 zu Ehren Eberhard von Kuenheims und mit dem Auftrag, unternehmerisches Handeln und Denken zu fördern, gegründet. Das Projekt »Joblinge« betreut seit 2012 jährlich etwa 60 arbeitslose Jugendliche, um diese in den Arbeitsmarkt zu integrieren (Bild links). Das Projekt »tat:funk« unterstützt Schüler bei der Umsetzung eigener Ideen für einen innovativen Radio-Journalismus (Bilder Mitte und rechts).

Integration mit Engagement

Kontinuitäten und Brüche

Hartmut Rockel wurde 1937 in Königsberg in Ostpreußen, dem heutigen Kaliningrad, geboren. Der Vater führte eine Tischlerei mit 100 Mitarbeitern, bevor er an die Front eingezogen wurde. 1943 floh die Familie, kehrte wieder zurück und verließ 1944 Königsberg endgültig. »Als klar war, dass die Stadt an die Sowjetunion gehen würde, wussten wir, dass wir nicht zurück können.«

Der Großvater organisierte die Flucht nach Sachsen. Gemeinsam mit seiner Mutter und zwei Brüdern fand Hartmut Rockel zunächst beim Bauern Preußler in Bosewitz bei Dohna Unterkunft.

Hartmut Rockels Vater kam 1948 aus der Kriegsgefangenschaft in Irkutsk zurück. Die Eltern flüchteten 1961 in die BRD. Hartmut Rockel hatte sich dagegen bereits in Sachsen eine neue Heimat aufgebaut.

Er lernte das Tischlerhandwerk im Möbelwerk Heidenau. Zwar blieben ihm zunächst das Abitur und ein Studium aufgrund seiner »kapitalistischen Herkunft« verwehrt, nach Umwegen als Bautischler und Dreher konnte Hartmut Rockel jedoch schließlich an der Fachschule Plauen ein Studium zum Ingenieur-Ökonom aufnehmen.

» *Heimat verloren, die Familie in der Bundesrepublik – Lernen war unsere einzige Chance, aus der Situation etwas Anständiges zu machen.*«

HARTMUT ROCKEL

Hartmut Rockel schaffte es aus eigener Kraft, in Sachsen anzukommen. Ein erfolgreiches Studium und Lernwillen führten ihn bis zum Hauptbuchhalter bei Robotron in Dresden-Schlottwitz.



Hartmut Rockel (Bildmitte) mit seinen Eltern und Geschwistern, 1943



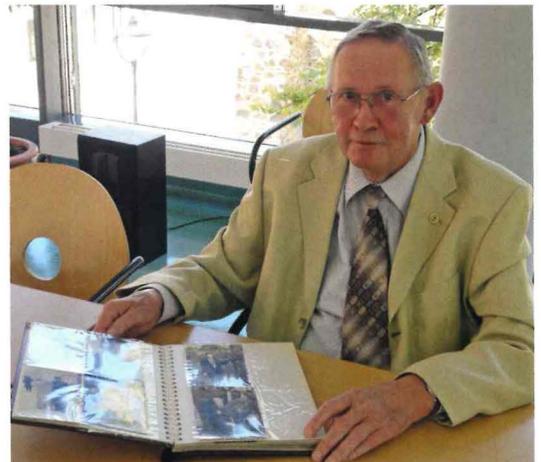
Hartmut Rockel mit Albert von Sachsen (1934 – 2012), dem Nachfolger der Wettiner, und dessen Ehefrau Elmira in der Behindertenwerkstatt in Pirna-Sonnenstein, 1993

In dieser Funktion arbeitete er erfolgreich und engagiert bis zum Ende der 1980er Jahre. Seine Frau, die aus Schlesien stammt und ebenfalls als Vertriebene nach Sachsen kam, war als Industriekauffrau im Dresdner Kombinat für Mikroelektronik tätig.

In der Zeit der friedlichen Revolution 1989/90 übernahm Hartmut Rockel die Verwaltungslleitung des Reha-Zentrums Pirna. Diese hatte dringend einen Ökonomen gesucht. Hartmut Rockel baute die »Werkstatt für Behinderte Pirna-Sonnenstein e.V.« auf und überführte diese in eine gemeinnützige GmbH.

Im Ruhestand fuhr er nach einem Impuls einer seiner beiden Brüder in seine alte Heimat nach Königsberg. Hilfe bei der Reisevorbereitung erfuhr er über den Bund der Vertriebenen (BdV). Seitdem engagiert sich Hartmut Rockel in der sächsischen Vertriebenenarbeit und ist wichtiger Vermittler zwischen den Generationen. Als Schatzmeister unterstützt er den Verein »Erinnerung und Begegnung e.V.«.

» Die Geschichte der Migration betrachte ich als wichtige Sache, mit der man sich heute im Freistaat Sachsen beschäftigen sollte.«
HARTMUT ROCKEL



Hartmut Rockel im Rathaus der Stadt Reichenbach/O.L., 2012

Handwerk mit Tradition

Kontinuitäten und Grenzgänge

Die von Helmut Goltz als Inhaber geführte Görlitzer Hanf- und Drahtseilerei beschäftigt 40 Mitarbeiter. Die Firma steht beispielhaft für modernes Unternehmertum in der sächsischen Region Oberlausitz-Niederschlesien und basiert auf einer traditionsreichen Unternehmensgeschichte, die ihren Ursprung in der Frühzeit der Industrialisierung Sachsens und der Oberlausitz hat.

Das Familienunternehmen wurde 1836 durch den Seilermeister Theodor Reiß gegründet und durch die Familien Haftmann, Köllner und Goltz fortgeführt. Es gibt zwei Stränge, einer liegt in Schlesien, der andere in Görlitz. Der Großvater väterlicherseits stammte aus Guhrau (Góra) in Schlesien. Er verstarb geschwächt von Flucht und Vertreibung kurz nach der Ankunft in Görlitz. Der ebenfalls in Guhrau geborene Vater von Helmut Goltz floh gemeinsam mit seiner Frau nach Großsaara in Thüringen. Der Großvater mütterlicherseits stammte aus Thüringen und kaufte 1936 ein 5.000 Quadratmeter großes Grundstück östlich

der Neiße in Görlitz-Moys. Hier sollten die »Schlesischen Seilwerke« entstehen. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges durften die Großeltern nur noch einmal über die nunmehr gebildete Grenze, um wichtige Maschinen zu holen. »Auf einen LKW passte aber nicht das gesamte Warenlager.« Der Großvater kam aber nach einem Konflikt mit der neuen Administration ins Gefängnis, weshalb das Familienunternehmen 1945 nicht gleich weitergeführt werden konnte.

Ende der 1940er Jahre kam der Onkel von Helmut Goltz, Gottfried Köllner, aus Thüringen nach Görlitz zurück. Er erwirkte bei der Stadtverwaltung eine Erlaubnis, die Seilerei wieder zu eröffnen. Seit 1951 firmierte diese unter dem Namen »Köllner und Goltz«. Die Familie schaffte es gemeinsam, ihr Unternehmen auch in der DDR zu erhalten.

» Was Flucht und Vertreibung nicht schafften, sollten uns auch die kommunistischen Machthaber nicht nehmen.« HELMUT GOLTZ



Stammhaus der Seilerei Theodor Reiß (rechts) als einem Vorgänger der heutigen Görlitzer Hanf- und Drahtseilerei am Demianiplatz in Görlitz, um 1900 (Ratsarchiv Görlitz)

Helmut Goltz machte von 1972 bis 1975 sein Abitur, stieg 1977 als Maschinenarbeiter im elterlichen Betrieb ein und absolvierte eine Ausbildung zum Textilfacharbeiter und Seilermeister. 1981 kaufte er die Anteile seines damals 70-jährigen Vaters und führte gemeinsam mit seinem Onkel die Seilerei.

Während der Plan- und Mangelwirtschaft in der DDR galt es als besondere Herausforderung, als privater Unternehmer zu bestehen. So waren hohe steuerliche Abgaben, festgelegte Preise und Löhne sowie der Materialmangel Hürden und Hemmnisse des unternehmerischen Leistungs- und Qualitätsanspruchs.

» Wir haben schließlich ein Familienerbe zu bewahren.« HELMUT GOLTZ

Helmut Goltz konnte in den vergangenen 23 Jahren nach der Deutschen Einheit die Mitarbeiterzahl von vier auf 40 Personen steigern. Das mittelständische Unternehmen gibt seine Tradition und Erfahrung weiter, bildet regelmäßig junge Seiler aus und achtet auf eine durchmischte Altersstruktur innerhalb der



Helmut Goltz (unteres Bild: links) sorgt mit der Ausbildung von Lehrlingen für firmeneigenen Nachwuchs und damit für Fachkräfte in der Region Görlitz. Das findet Anerkennung sowohl durch den Görlitzer Oberbürgermeister Siegfried Deinege (unteres Bild: rechts) als auch durch die Handwerkskammer und die Industrie- und Handelskammer (IHK). Helmut Goltz engagiert sich darüber hinaus im Präsidium der IHK Dresden und ist Vorstandsmitglied im Allgemeinen Unternehmensverband Görlitz.

DER RAT DER STADT GÖRLITZ
Wirtschaft und Verkehr
- Gewerbeamt -

Herrn
Gottfried Köllner
Groß - Saara
Kreis Gera

Fernruf: "Seilermeister 6111
Ladungen nur im
Stadtmuseum Seiler
Postfachkonto: Dresden 63/74
Städtische Landesbibliothek Görlitz
Konto 1001
Die Antwort tritt nicht an Abgesandte
persönlich ein.

Ihre Nachfrist vom 25.2.49 Meist. Zeichen III/05 Hg./Be. Tag 14.6.1949

Betrifft:
Gewerbeerlaubnis

Ihr Antrag zur Übernahme der väterlichen Seiler Görlitz, Demianiplatz 48/49 wurde nach Anhören der notwendigen Stellen dem Gewerbeausschuß zum Entscheid vorgetragen. Der Gewerbeausschuß hat das Bedürfnis zur Wiedereröffnung bejaht, mußte aber Ihren Antrag aus folgendem Grunde zurückstellen:

Aufgrund der Bestimmungen der Handwerkskammer muß bei Übernahme eines Handwerksbetriebes der Nachweis der abgelegten Meisterprüfung erbracht werden. Wie aus Ihrem Schreiben ersichtlich, haben Sie die Absicht dieser Vorschrift nachzukommen.

Es bleibt Ihnen vorbehalten, Ihren Antrag zu gegebener Zeit zu wiederholen.

I.A. (Bertwig)

Gewerbeerlaubnis der Stadt Görlitz für Gottfried Köllner. Ausgangspunkt für die Fortsetzung der Seilertradition Reiß-Haftmann-Köllner-Goltz und zugleich Grundstein für die Seilerei »Köllner und Goltz« in Görlitz.

Firma. Besonderer Wert wird auf den polnischen Wirtschaftsraum gelegt, weshalb Helmut Goltz seit geraumer Zeit zweisprachige Mitarbeiter beschäftigt. Das Unternehmen nutzt seine Lage an der deutsch-polnischen Grenze als Chance für die weitere Entwicklung. Die Erhaltung der Region Oberlausitz-Niederschlesien als Wirtschaftsstandort ist Voraussetzung, um weiterhin als Wohnort attraktiv zu sein. Dafür ist ein leistungsfähiger, gesunder und motivierter Mittelstand notwendig. Insofern habe man »in der DDR 40 Jahre für die Katz' gearbeitet.« Die Unternehmensnachfolge ist für Helmut Goltz die große Herausforderung der nächsten Jahre. Mit seinen Aktivitäten in der Region und über die Ländergrenzen hinweg stehen die Perspektiven für eine Fortführung des traditionsreichen Familienunternehmens günstig.

Handel mit Tradition

Kontinuität im Wandel der Zeiten

Das Familienunternehmen »Modehaus Schwind's Erben« wurde 1927 als »Josef Schwind, Herrenbekleidung« gegründet. Der Schneidermeister Josef Schwind betrieb in Penzig/O.L. (Pieńsk) unter diesem Namen eine Schneiderwerkstatt und ein Konfektionsgeschäft. Die Flucht

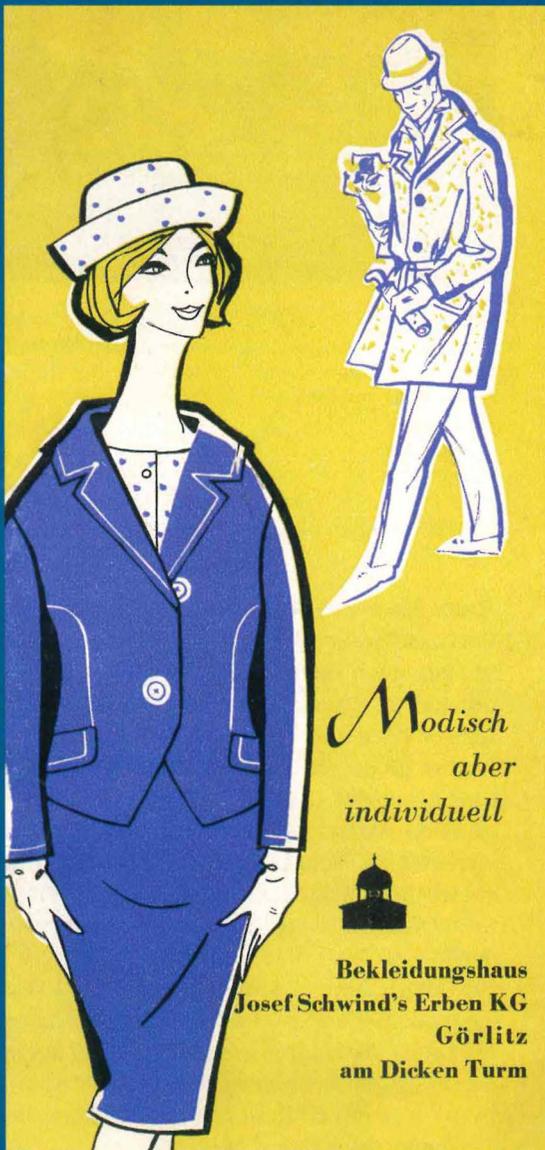
am Ende des Zweiten Weltkrieges führte Josef Schwind und seine Familie quer durch ganz Deutschland, zunächst über Großenhain und Oberstdorf im Allgäu nach Augsburg.

Der Wunsch, in die alte Heimat zurückzukehren, erwies sich schon bald als unmöglich, und die Familie zog weiter bis nach Bonn im Rheinland, wo sie bei Josef Schwinds Bruder Georg unterkam. Der Vater fand dort jedoch kein Auskommen, um seine Familie zu ernähren, und ergriff daher 1946 die Gelegenheit, ein Modegeschäft in Görlitz zu mieten. Die Stadt war ihm von früheren Geschäftsbeziehungen her vertraut.

»» *Görlitz liegt ja auch kaum 25 Kilometer von unserem alten Heimatort entfernt. Hier begann sich die Familie wieder heimisch zu fühlen, vor allem auch Dank der unbändigen Energie und des Einfallsreichtums meiner Eltern.«*

WOLFGANG SCHWIND

Nach dem Aufstand vom 17. Juni 1953 bestand für kurze Zeit die Möglichkeit, private Unternehmen zu gründen. Das »Modehaus Schwind's Erben« wurde nach dem plötzlichen Tod des Firmengründers 1953 als Kommanditgesellschaft von dessen Sohn Wolfgang Schwind (* 1934), seiner Mutter Erna und seiner Schwester Barbara gegründet.



*Modisch
aber
individuell*



**Bekleidungshaus
Josef Schwind's Erben KG
Görlitz
am Dicken Turm**

1968 wurde das Geschäftshaus umfassend erneuert, und trotz aller Hindernisse gelang es, die 1972 einsetzende große Enteignungswelle zu überstehen. Zunehmende rigide staatliche Vorgaben machten selbständiges unternehmerisches Handeln in jener Zeit außerordentlich kompliziert. Die Verpflichtung gegenüber der Familientradition, Freude an der Arbeit, aber auch ein unbedingter Durchhaltewillen in der Familie und die Kontakte zu anderen Unternehmen retteten das Familienunternehmen vor der Verstaatlichung. 1993 wurde das »Modehaus Schwind's Erben« in eine GmbH umgewandelt.

2004 hat mit dem Enkel des Firmengründers, Georg Schwind (*1971), bereits die nächste Generation die Geschäftsführung des Familienunternehmens übernommen. Wolfgang Schwind und seine Schwester stehen weiterhin als Gesellschafter in familienunternehmerischer Verantwortung.



Wolfgang und Georg Schwind in ihrem Modehaus, 2013



Betriebsausflug, 1960er Jahre



Das Modehaus 1968



Das Modehaus »Schwind's Erben« heute, in der Steinstraße und noch immer am Dicken Turm

Weggabelungen

Vom brennenden zum blühenden Dresden

Keine Stadt in Sachsen erinnert so lebendig an das Kriegsende wie Dresden. Jedes Jahr gedenken Zehntausende der Bombardierung der Stadt am 13. Februar 1945. Der Rechtsanwalt Hartmut Roth (* 1948) lebte bis zu Beginn der 1990er Jahre an der deutsch-französischen Grenze und lernte dort die Selbstverständlichkeit der gelebten Verständigung zweier ehemals verfeindeter Völker schätzen. 1945 kam seine Mutter auf der Flucht aus Schlesien durch das zerstörte Dresden, erkrankte und wurde im Krankenhaus Naußlitz behandelt. Heute betreibt er mit sieben Partnern und 30 Mitarbeitern eine Anwaltskanzlei in Dresden-Löbtau sowie Niederlassungen in der Oberlausitz.

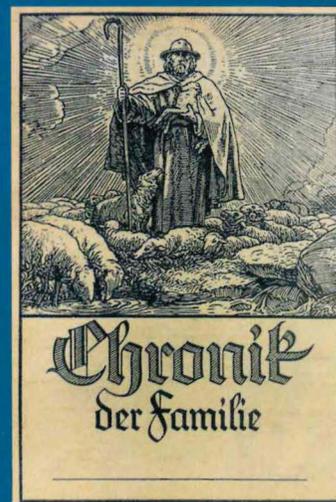


Hartmut Roth, 2012

Als Hartmut Roth 1991 sein erstes Büro in Dresden bezog und als Spezialist für Verkehrsrecht Autohäuser beriet, geschah dies auch in Erinnerung an die ergreifenden Erzählungen seiner Eltern. Die aus Marschwitz (Marszowice) bei Ohlau (Oława) in der Nähe von Breslau (Wrocław) stammende Mutter war durch ihre weit verzweigte Familie tief und innig in ihrer schlesischen Heimat verwurzelt, und auch die kurz vor Kriegsende geborene Schwester hat nur »unter Tränen von Schlesien gesprochen.« Diese Erzählungen haben bei Hartmut Roth einen tiefen Eindruck hinterlassen. Die schlesische Heimat seiner Familie hat sich in sein Herz eingebrannt.

Hartmut Roth hat drei Kinder, von denen zwei mit ihren Familien in Dresden leben. Für die Enkelgeneration ist die Stadt selbstverständlich zur Heimat geworden. Dass es auch zur Heimat für Hartmut Roth, seine Frau und zwei ihrer Kinder werden konnte, sei der »Mentalität der Menschen« und ihrer Willkommenskultur zuzuschreiben. Der Bezug zur Heimat der Mutter hat die Familie nie losgelassen. Den Erzählungen

folgend, ging die erste Fahrt von Sachsen aus gleich nach Schlesien. 2008 wurde die Familie von Hartmut Roths Großonkel begleitet, der noch in Breslau sein Jurastudium begonnen hatte und Details zur Familiengeschichte veranschaulichen konnte.



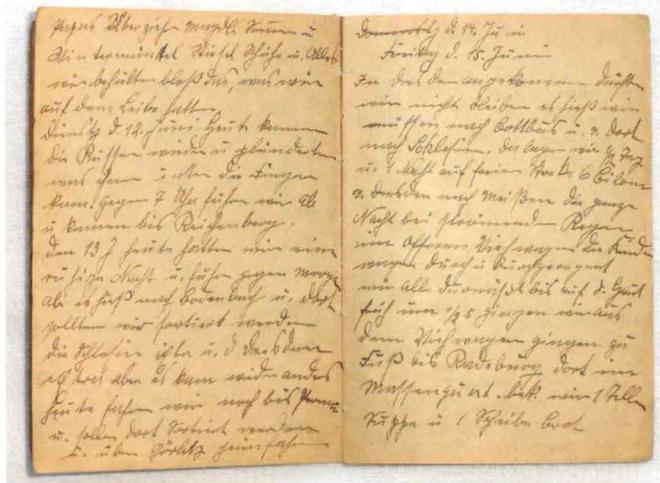
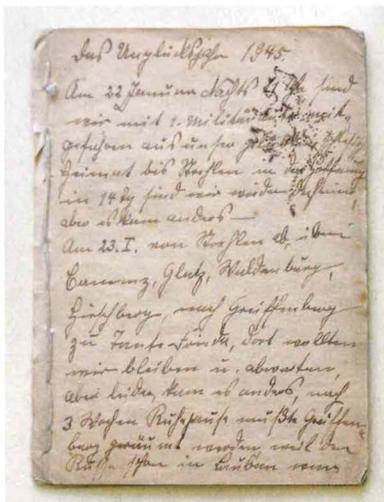
Chronik der Familien Paul und Roth, die Hartmut Roth seit kurzem für sich und seine Nachkommen weiterführt.

Dennoch meldete sich nicht die »Stimme des Blutes«. Schlesien war die Heimat seiner Eltern und Großeltern und ist es für jene, die jetzt dort wohnen. Es ist nicht mehr die Heimat von Hartmut Roth, aber ein Stück Wurzel seiner Familie, die sich bis heute auf ihn auswirkt.

Aus der Erfahrung der gelebten Völkerversöhnung an der deutsch-französischen Grenze gewann Hartmut Roth seine freundschaftliche Einstellung zu den im heutigen Polen lebenden Menschen. Zur besseren Verständigung hat er begonnen, Polnisch zu lernen. Mit dem Umzug

der Familie nach Dresden und der wiedergewonnenen Nähe zur schlesischen Heimat hat er sein privates Glück gefunden. Durch die Offenheit Sachsens und seiner Menschen konnte er darüber hinaus seine unternehmerischen Fähigkeiten zum Tragen bringen.

Gegenwärtig führt er das Familiengedächtnis weiter, indem er die Familienchronik fortschreibt und sich in der Stiftung »Erinnerung, Begegnung, Integration – Stiftung der Vertriebenen im Freistaat Sachsen« engagiert.



Fluchttagebuch »Das Unglücksjahr 1945« der Großmutter von Hartmut Roth. Die aufgeschlagene Doppelseite (Bild rechts) beschreibt die Flucht vom 12. bis zum 15. Juni 1945 mit den Zwischenstationen Reichenberg (Liberec) und Görlitz in Richtung Meissen. In Radeburg bekam sie nach langem Fußmarsch »einen Teller Suppe und 1 Stück Brot«.

Widmungseintrag in einer Ausgabe der »Heiligen Schrift« zur Goldenen Hochzeit 1950 von Karl Paul für seine Eltern, Hartmut Roths Großeltern mütterlicherseits



Wahlheimat Sachsen

Spätaussiedlung und beruflicher Neubeginn

Seit 1990 sind mehr als 115.000 Spätaussiedler aus der ehemaligen Sowjetunion nach Sachsen gekommen. Tatjana Löwen wurde in Sibirien geboren, wuchs in Tadschikistan auf und kam über Baschkirien und die Ukraine nach Deutschland. Ihre erste Station war das zentrale Aufnahmelager in Bramsche (Niedersachsen). Über das Aufnahmelager in Bärenstein kam sie 1999 nach Sachsen.

Heute ist Tatjana Löwen Inhaberin eines Modeateliers in der Dresdner Neustadt und betreut zwei Auszubildende und eine Praktikantin.

Mit Geduld, Hartnäckigkeit und dank der Unterstützung deutscher Freunde überwand sie Vorurteile, die Hürden des Berufseinstiegs und der Anerkennung zuvor erworbener Berufsabschlüsse.

Tatjana Löwen besuchte eine Sprachschule und engagierte sich in der Kulturarbeit. Sie hatte in ihrer Heimat den Beruf der Schneiderin gelernt. Doch die Dresdner Arbeitsvermittler versuchten sie davon abzubringen, ihren ursprünglich erlernten Beruf wieder aufzunehmen.

»So viel Arbeit mit der Bürokratie ist uneffektiv«, denkt noch heute Tatjana Löwen über die vielen Steine, die ihr im Weg zur Selbständigkeit lagen.

Nach einem Praktikum bekam Tatjana Löwen eine Anstellung als Schneiderin in der Dresdner Neustadt. Dort begann sie berufsbegleitend die Ausbildung zur Damen- und Herrenmaßschneiderin bei der Handwerkskammer Dresden. In dieser Zeit wurde die Schneiderei, in der sie arbeitete, durch die Ladenbesitzerin geschlossen.



Tatjana Löwen in ihrem Modeatelier »Silhouette« in der Kunsthof-Passage in Dresden-Neustadt, 2012

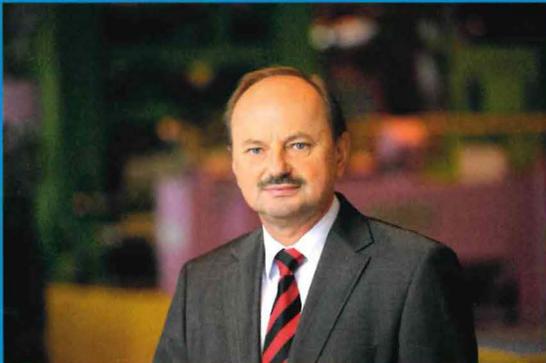
Deutsche Minderheit in Polen

Zwei Grenzgänger an der TU Freiberg

Prof. Dr.-Ing. Prof. E. h. mult. Rudolf Kawalla ist ein Grenzgänger und Brückenbauer zwischen Sachsen und Polen. Als Angehöriger der deutschen Minderheit in Polen wurde er 1952 in Gliwice (Gleiwitz) geboren, wo er aufwuchs und seine Ausbildung erhielt. 1981 siedelte er in die BRD über.

» *Deutsch habe ich zu Hause gelernt, wo es von meinen Eltern gesprochen wurde.*

RUDOLF KAWALLA



Prof. Dr. Rudolf Kawalla

Schätzungen zufolge leben heute noch zwischen 300.000 und 400.000 Menschen mit deutschen Wurzeln in Polen. Diese Familien hatten das Land nach 1945 nicht verlassen. Der größte Anteil stammt aus Oberschlesien und lebt in den beiden polnischen Woiwodschaften Opole (Oppeln) und Śląsk (Schlesien).

Rudolf Kawalla promovierte 1990 an der RWTH Aachen und wurde Bereichsleiter für Werkstoff- und Verfahrensmodellierung bei der ThyssenKrupp Stahl AG in Duisburg. Seit 1999 leitet Rudolf Kawalla als Professor für Umformtechnik das Institut für Metallformung an der TU Freiberg. Neben seinen wissenschaftlichen Erkenntnissen gibt er

seine Erfahrungen zur grenzüberschreitenden Vernetzung an seine Studierenden weiter. So besteht an der TU Freiberg seit 2001 die Möglichkeit für Doppeldiploma und seit 2007 für Doppelpromotionen mit den polnischen Universitäten in Gliwice und Kraków (Krakau). Auf Anregung des Kanzlers der TU Freiberg werden für beide Programme Stipendien vorbereitet.

» *Ich habe enge Kontakte nach Polen, wo ich meine Ausbildung genossen habe [...] Wichtig sind regelmäßige Koordinierungstreffen mit deutschen und polnischen Partnern.*

RUDOLF KAWALLA

Um den engen Austausch zwischen Forschung und Wirtschaft zu unterstützen, organisiert Rudolf Kawalla im biennalen Rhythmus die deutsch-polnische AutoMetForm in Sachsen. Standen die ersten beiden Veranstaltungen noch unter der Schirmherrschaft des sächsischen Ministerpräsidenten, beobachtet Rudolf Kawalla ein



Prof. Dr. Zbigniew Gronostajski (Wrocław), Hans Jürgen Kerkhoff (Präsident der Wirtschaftsvereinigung Stahl), Prof. Dr. Bernd Meyer (Rektor der TU Bergakademie Freiberg) und Prof. Kawalla (von links nach rechts) auf der 2. »International Conference on Advanced Metal Forming Processes in Automotive Industry (AutoMetForm)« 2010 an der TU Freiberg

»Nachlassender Nachdrücklichkeit gegenüber der polnischen Seite [...] jedoch muss gerade unsere sächsische Außenwirkung gestärkt werden«, um die Partnerschaft auf festere Füße zu stellen. »Neue« Sachsen wie Rudolf Kawalla sind wichtige Schlüssel zum Erfolg eines gemeinsamen deutsch-polnischen Wirtschaftsraumes, den Kawalla in seiner alten Heimat gern mit befördern möchte. Er sieht gerade in der Automobilindustrie und der Verarbeitung von Bergbauerzeugnissen in der Region um Gliwice einen wachsenden Markt, der auch Sachsen Chancen eröffnet.

Einen ganz ähnlichen Lebensweg zeichnet die Biografie von Prof. Dr.-Ing. habil. Piotr Roman Scheller. Er wurde 1949 in Siemianowice Śląskie (Siemianowitz) in Oberschlesien geboren. Seine Mutter war Polin, sein Vater Angehöriger der deutschen Minderheit in Polen. Der deutsche Name des Vaters, »Scheller«, wurde in »Szeller« polonisiert. Zielstrebig verfolgte er die Schulausbildung und das Studium in der Hoffnung, zukünftig in der Industrie und in der Wissenschaft international tätig sein zu können.



Prof. Dr. Piotr Scheller (links) erhält 2011 für seine wissenschaftlichen Verdienste in der sächsisch-polnischen Kooperation die »Ehrenmedaille« der Akademie für Bergbau und Hüttenwesen Krakau

Von 1968 bis 1970 begann Piotr Scheller an der TU in Gliwice das Studium der Metallurgie. Nach der Ausreise in die BRD setzte Piotr Scheller sein Studium an der RWTH Aachen fort, wo er 1975 sein Diplom erwarb und 1985 promovierte. Nach kurzer Tätigkeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der RWTH Aachen übernahm er bei der Vereinigten Deutschen Metallwerke AG (heute ThyssenKrupp) die Leitung der Abteilung



Prof. Scheller (vorn rechts) als Veranstalter des 5. »International Congress on the Science and Technology of Steelmaking (ICS)« 2012 in Dresden

Entwicklung und Qualitätsprüfung im Schmelzwerk Unna. Nach der Gründung der ThyssenKrupp Nirosta GmbH leitete er seit 1987 deren metallurgische Abteilung. Nach der Habilitation 1998 war er zusätzlich zu seiner unternehmerischen Tätigkeit Privatdozent an der RWTH Aachen.

2002 folgte Piotr Scheller dem Ruf auf den Lehrstuhl für Metallurgie der Eisen- und Stahlerzeugung an die TU Freiberg nach Sachsen. Er leitete bis Januar 2012 das Institut für Eisen- und Stahltechnologie und war Dekan der Fakultät für Werkstoffwissenschaft und Werkstofftechnologie.

» Heute bin ich als Wissenschaftler in Sachsen zu Hause und sehe eher hier meine Heimat.« PIOTR SCHELLER

Das Denken in zwei Sprachen, welches mehr ist als das Sprechen zweier Sprachen, prädestiniert Piotr Scheller, Wissenschafts- und Wirtschaftsverbindungen, die immer auch Kulturverbindungen sind, zwischen Sachsen und Polen zu befördern. Darüber hinaus initiierte er Kooperationen zwischen der TU Freiberg und Universitäten in China, Südkorea, Schweden und der Ukraine.

Die beiden Biografien von Rudolf Kawalla und Piotr Scheller zeigen, dass die sächsische Wissenschaft ein wichtiger Integrationsfaktor ist, aber auch, dass es für viele Menschen ein großer Anreiz ist, hier in Sachsen zu leben und zu arbeiten.

Integrationsweltmeister

Ein Vietnamese als sächsischer Arbeitgeber

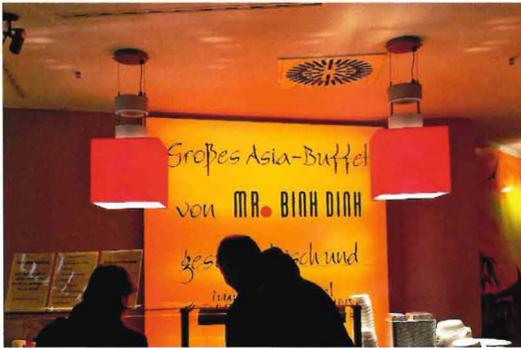
Mit 9,2 Prozent stellen die Vietnamesen die stärkste Nationalität unter den Ausländern in Sachsen. Grundlage für diesen hohen Anteil bildet das Abkommen zur Ausbildung und Beschäftigung ausländischer Fachkräfte in der DDR. Infolge des Vietnamkrieges gab es 1973 eine erste Vereinbarung mit Vietnam, die 1980 erneuert wurde. Zum Ende der DDR bildeten die Vietnamesen mit 60.000 Personen bereits die größte ausländische Gruppe in der DDR, was ungefähr einem Drittel aller Ausländer entsprach. Weitere Abkommen bestanden mit Ungarn, Polen, Algerien, Kuba, Mosambik, der Mongolei, Angola und China. Nach der deutschen Einheit wurden die Abkommen nicht verlängert, weshalb die Integrationsleistung der in Sachsen heimisch gewordenen Vietnamesen als außerordentlich einzuschätzen

ist. Ihr unbedingter Wille zur Leistung und zum Aufstieg zeigt sich auch in den Bildungserfolgen. 75 Prozent der vietnamesischen Kinder besuchten im Schuljahr 2011/12 das Gymnasium, unter den Deutschen waren es 49 Prozent.

Nguyen Binh Dinh kam 1985 als vietnamesischer Gaststudent in die DDR. Er studierte an der damaligen TH Karl-Marx-Stadt Maschinenbau. Nach der deutschen Wiedervereinigung bildete Nguyen Binh Dinh sich in Buchführung und Steuerrecht weiter. 1992 gründete er sein eigenes Unternehmen, die »ASIA – Lebensmittelhandel & Gastronomie GmbH« in Chemnitz mit heute etwa 100 Mitarbeitern. Darunter befinden sich neben Vietnamesen ebenso selbstverständlich Deutsche wie auch Zuwanderer aus anderen Ländern.



Nguyen Binh Dinh, 2013



Restaurant von Nguyen Binh Dinh
in der »Galerie Roter Turm« in Chemnitz



Nguyen Binh Dinh befürchtet, dass die jungen Vietnamesen zum großen Teil »in den Westen« gehen werden, da dort die Bedingungen für Unternehmer noch immer günstiger sind als im Osten. Aktuell leben in Sachsen 5.000 bis 6.000 Vietnamesen und bilden eine weitgehend eigene »Community«. Neue Mitarbeiter werden über Mund-zu-Mund-Propaganda gesucht oder über den Bundesverband der Vietnamesen in Deutschland vermittelt.

Für Nguyen Binh Dinh ist es wichtig, dass ausländische Unternehmer mit ihren Erfolgen in Sachsen genauso anerkannt werden wie deutsche Unternehmer.

Nguyen Binh Dinh betreibt inzwischen 21 Bistros in Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen sowie in Bayern. Für die Vorproduktion und die Lagerung betreibt er in Wittgensdorf, unweit seines Hauptstandortes, ein eigenes circa 1.000 Quadratmeter großes Produktionsgebäude. Nguyen Binh Dinh nutzt ein eigenes Kuriersystem zur Belieferung seiner Geschäfte. Stillstand gibt es nicht. Aktuell arbeitet er an verschiedenen Konzepten für die weitere Entwicklung seines Unternehmens.



Nguyen Binh Dinh und seine Familie fühlen sich »in Chemnitz zu Hause«. Sein Sohn studiert, führt bereits ein eigenes Immobiliengeschäft und spielt Fußball bei der zweiten Mannschaft von Erzgebirge Aue. Seine Tochter besucht die 9. Klasse und »soll Unternehmerin werden«. Sachsen ist für die Familie Binh Dinh zur neuen Heimat geworden.



Vorproduktion der »ASIA – Lebensmittel & Gastronomie GmbH« in Wittgensdorf

Biotechnologie aus Sachsen

Zukunft der sächsischen Wirtschaft

Stellten die bisherigen Tafeln die Wege von Vertriebenen, Spätaussiedlern, ausländischen Facharbeitern zu DDR-Zeiten sowie von deutschstämmigen Zuwandern beispielhaft in den Mittelpunkt, richten nun die folgenden drei Doppelseiten den Blick auf heutige »Zuwanderer«, die Sachsen als ihre neue Heimat entdecken.



Roland Göhde (links), Vorstandsvorsitzender biosaxony e.V. und bis März 2014 Geschäftsführer Partec GmbH, und Prof. Dr. Wolfgang Göhde (rechts), Strahlenbiologe und Gründer Partec GmbH

Prof. Dr. Wolfgang Göhde wurde in Görlitz geboren, ging in die BRD und gründete 1968 in Münster ein Unternehmen zur schnellen automatisierten Zellanalyse. Im Februar 2000 gründeten Wolfgang Göhde und sein Sohn Roland die Partec GmbH in Görlitz. Das Unternehmen entwickelt, produziert und vertreibt spezielle Diagnostiklösungen, die bevorzugt in Entwicklungs- und Schwellenländern zum Einsatz kommen. Das mittelständische Unternehmen bietet ein mobil einsetzbares Diagnostikpaket für den Kampf gegen die drei »globalen Killerkrankheiten« Malaria, Tuberkulose und HIV/AIDS an. Durch die robuste Technologie und die inzwischen günstigen Kosten können die Produkte auch in schwierigster Infrastruktur zuverlässig und stabil betrieben werden.

Für die Wahl des Standortes Görlitz gab es mehrere Gründe. Zwei junge Menschen überzeugten die Geschäftsführung, eine zweite Niederlassung neben Münster in

Görlitz einzurichten. Durch das ehemalige Kondensatorenwerk gab es ausreichend Fachkräfte in der Region. Besonderen Anreiz schaffte die sächsische Wirtschaftspolitik mit ihren attraktiven Fördermöglichkeiten. Die Stadt und der Landkreis Görlitz sprachen für sich.

Von Görlitz aus werden die Partec-Produkte in über 100 Länder geschickt, zum Großteil südlich der Sahara (Subsahara-Afrika). Mit über 60 nationalen und internationalen Patenten hat sich Partec als Technologieführer auf dem internationalen Markt profiliert. Zur Gewinnung qualifizierter Fachkräfte arbeitet das Unternehmen eng mit der örtlichen »Agentur für Arbeit« zusammen. Der demografische Wandel und die Strukturprobleme der Region Görlitz nehmen allerdings zu.

» Der Standort Görlitz ist für viele ausgebildete Fachkräfte bislang nicht ausreichend attraktiv. Viele junge Menschen verlassen die Stadt, um Anstellungen in anderen Regionen zu finden.«

WOLFGANG GÖHDE

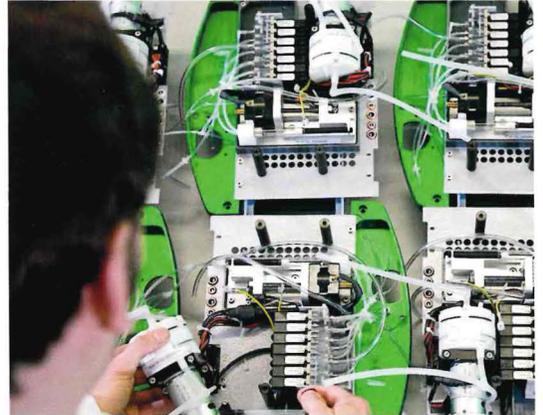


Der mobile Einsatz der innovativen Technologien der Firma Partec GmbH fördert die frühzeitige Erkennung von Krankheiten insbesondere in Entwicklungs- und Schwellenländern, u. a. in Subsahara-Afrika.

CyFlow® Cube 6
Durchflusszyto-
meter



Das mobile Diagnosegerät zur weltweiten Erkennung von Infektionskrankheiten wurde 2013 mit dem »red dot: best of the best« ausgezeichnet.



Grundsteinlegung des Produktionsgebäudes am Flugplatz in Görlitz, die beiden Geschäftsführer mit dem sächsischen Ministerpräsidenten Stanislaw Tillich und dem Architekten Wolfgang Kück.

Deswegen müssen, so die Auffassung von Wolfgang und Roland Göhde, außer der Schaffung einer modernen Infrastruktur, von Arbeitsplätzen und von Wohnraum das Kulturangebot und die Freizeitmöglichkeiten verbessert werden. Aus Unternehmenssicht ist es außerdem wichtig, das Augenmerk nicht nur auf Deutschland zu beschränken, sondern insbesondere auch die Zusammenarbeit über die Grenzen nach Polen und Tschechien als entscheidende Chance zu verstehen.

» Es müssen gewerbliche Arbeitsplätze geschaffen sowie ein ansprechendes und lebendiges Kulturangebot kreiert werden. Junge qualifizierte Mitarbeiter möchten nach der Arbeit auch eine gute Möglichkeit haben, ihre Freizeit zu gestalten.« WOLFGANG GÖHDE

Roland Göhde steht als Vorstandsvorsitzender dem im Dezember 2009 gegründeten biosaxony e.V. vor. Die über 80 Mitglieder aus Wissenschaft, Forschung, Technologietransfer und Wirtschaft repräsentieren die Biotechnologie/ Life Sciences-Branche des Freistaates Sachsen. Der Verband bezieht auch die angrenzenden Bereiche von Ingenieurwissenschaften über die Materialwissenschaft bis hin zur Medizintechnik mit ein. Nicht nur die Partec GmbH profitiert von diesem Netzwerk. Es ist ein Gewinn für ganz Sachsen. Der biosaxony e.V. versteht sich als Sprecher und Unterstützer der sächsischen Biotechnologie für die politischen Entscheidungsträger im Freistaat. Ziel ist es, ein nachhaltiges Branchenwachstum und die Schaffung von Perspektiven für qualifizierte Mitarbeiter in sächsischen Unternehmen durch die Verknüpfung von Entwicklung, Produktion und Politik zu erreichen.

Regionale Daseinsvorsorge

Wasser verbindet

Die demografische Entwicklung in den ländlichen Regionen führt nicht nur zum Fachkräftemangel, sondern auch zu Herausforderungen in der regionalen Daseinsvorsorge. Aus unternehmerischer Sicht gilt es, insbesondere die Grundversorgung für Energie und Wasser sicherzustellen und mit innovativen Ansätzen die Umweltdienstleistungen vor einer Kostenexplosion zu bewahren. Wie man dieser Herausforderung klug und erfolgreich begegnen kann, zeigt der 1972 in Frankreich geborene und heute bei Leipzig lebende Christophe Hug.

Christophe Hug wuchs in einem kleinen Dorf im Elsass, unmittelbar an der deutsch-französischen Grenze am Rhein auf. Nach dem Ingenieur-Studium für Bauwesen und Wasserwirtschaft in Paris kam er 1995 in den Freistaat Sachsen.

Hier begann er als Entwicklungsingenieur bei Veolia in Reichenbach/O.L., von wo aus er den Bereich Wasser und Abwasser sowie die Partnerschaft mit den Stadtwerken Görlitz aufbaute.

Christophe Hug führte dieses erste deutsche Engagement des französischen

Unternehmens zum Erfolg. Als Niederlassungsleiter in Döbeln war er dann maßgeblich am Aufbau und an der Entwicklung der Oewa Wasser und Abwasser GmbH, einer Tochtergesellschaft der Veolia, beteiligt. Als Vorsitzender der Geschäftsführung zeichnete er für die Veolia Wasser und deren Entwicklung in Deutschland, Österreich, der Schweiz und in Slowenien verantwortlich. Christophe Hug richtete seinen Fokus gezielt auf die Ausbildung, um die Region, aber auch Veolia zu stärken. Sein unternehmerischer Erfolg veranlasste ihn zum sozialen Engagement in Sport und Kultur. Beides trug maßgeblich zu seiner Integration und Akzeptanz im Freistaat Sachsen bei.

» *Jungen Leuten muss die Möglichkeit zur Entfaltung gegeben werden. Ich hatte diese Möglichkeiten. Dafür bin ich nicht nur meinen damaligen Vorgesetzten und Mitarbeitern, sondern auch den hiesigen Bürgermeistern und den hier lebenden Menschen sehr dankbar. Ich war vom ersten Tag an integriert.«*

CHRISTOPHE HUG



Christophe Hug beim Firmenlauf 2011 in Leipzig

2008 verließ Christophe Hug Veolia und gründete 2009 die Tilia Umwelt GmbH in Leipzig. Der sächsische Dienstleister erarbeitet für Städte, Kommunen, Energieversorger und die Industrie konkrete Lösungen zur Effizienzsteigerung und setzt diese partnerschaftlich um. Als geschäftsführender Gesellschafter leitet Christophe Hug heute ein internationales Team von 35 gut ausgebildeten Fachkräften in den Bereichen Energie, Wasser und Umwelt. Gemeinsam mit dem Kunden sucht die Tilia Umwelt GmbH nach innovativen Lösungen zur regionalen Ressourcennutzung. Dabei begleitet das Unternehmen den gesamten Prozess von der Konzeption über die Umsetzung bis zur optimierten Anwendung.

Christophe Hug hat die unternehmerischen Chancen im Freistaat Sachsen erkannt und erfolgreich in die Tat umgesetzt. Als zeitlich



Christophe Hug, 2009

begrenzte Auslandserfahrung geplant, ist er heute mit seiner Familie (und seinem Unternehmen) im Freistaat Sachsen zu Hause.

» Meine Wurzeln habe ich im Elsass, aber das Zuhause ist sicher da, wo die Familie ist. Und die lebt in Sachsen.«

CHRISTOPHE HUG



Blockheizkraftwerk, das die Tilia Umwelt GmbH für die Firma Desch 2013 entwickelt hat



Einweihung des gewerblichen Zentrums der Stadtwerke Görlitz am 16. Juni 2005, bei der Christophe Hug (rechtes Bild: 2. von rechts) gemeinsam mit dem damaligen Görlitzer Oberbürgermeister Prof. Dr. Rolf Karbaum (Bildmitte) das Band durchschneidet (Stadtwerke Görlitz AG)

Sachsens Unternehmerpreis

Sächsisch-polnische Verbindungslinien

Eine schlank aufragende Bronzefigur mit über dem Kopf verschlungenen Armen symbolisiert »Die Träumende«. Diese Plastik bekommt seit 2006 jährlich »Sachsens Unternehmer des Jahres« überreicht. Der von einer Gemeinschaftsinitiative gestiftete Preis richtet sich an besonders innovative und erfolgreiche sächsische Unternehmer.

Die Bildhauerin der bronzenen Frauenfigur könnte sich selbst als erfolgreiche sächsische Unternehmerin bezeichnen, versteht sich aber ohne zu zögern »als Künstlerin«. Dennoch ist für die im polnischen Łódź geborene Małgorzata Chodakowska die Wirtschaft »als Förderer ganz wichtig.« Bereits während ihres Studiums in Warszawa (Warschau) reiste Chodakowska 1988 nach Wien, um dort ihr Studium fortzusetzen, bevor sie nach Dresden kam. Auf die Frage, warum sie hier ist, lächelt sie:

» Die Liebe hat mich
nach Dresden geholt.«

MALGORZATA CHODAKOWSKA



Der Sächsische Unternehmerpreis –
»Die Träumende«
von Małgorzata Chodakowska, 2005

Gemeinsam mit ihrem Mann wohnt und arbeitet sie heute in Dresden-Pillnitz. Sie betreibt dort, neben ihrer künstlerischen Tätigkeit, einen Weinberg, der nicht nur Atelierbesuchern offensteht. Kunst und Weinberg hätten »eine gemeinsame Zielgruppe«.

»Das Atelier mitten in den Weinbergen ist ein Traum [...] Hier fließt die Ruhe in die menschliche Form, die ich gestalte.«

MALGORZATA CHODAKOWSKA

Als polnische Staatsangehörige fühlt sich Małgorzata Chodakowska in beiden Kulturen zu Hause und pendelt regelmäßig zwischen Sachsen und der polnischen Region um Zakopane.

»An den Deutschen fasziniert mich der Sinn für Sicherheit und Ordnung, die Polen sind emotionaler, vielleicht etwas verrückter«, sagt sie.

»Und wenn es nicht politisch vorgegeben wird, dann stören sich beide Einflüsse nicht. Das eine beeinflusst das andere.«

MALGORZATA CHODAKOWSKA

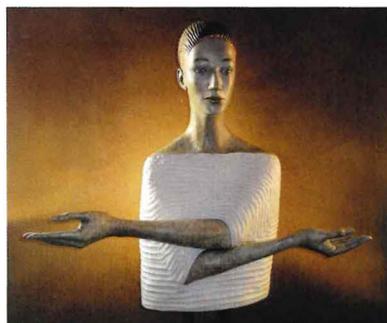
Małgorzata Chodakowska identifiziert sich künstlerisch und wirtschaftlich mit ihrer neuen Heimat Sachsen. Das Verstehen der sächsischen Geschichte und der mit ihr verbundenen Menschen findet in der Skulptur »Tränenmeer« auf dem Dresdner Heidefriedhof ihren besonderen Niederschlag. Damit vergegenwärtigt die polnische, in Dresden lebende Künstlerin die »Versöhnung zwischen den Ländern Deutschland und Polen« als eine gemeinsame deutsch-polnische Erinnerungskultur.



Małgorzata Chodakowska in den Weinbergen mit ihrer Skulptur »Primavera II«, 2012



Heidefriedhof Dresden, »Tränenmeer«, 2010, für die Opfer des 13. Februar 1945



»Waage«, 2006, im Weingut Zimmerling, das sie gemeinsam mit ihrem Ehemann Klaus Zimmerling in Dresden-Pillnitz betreibt.

Soziale Verantwortung

Das Erbe der Flüchtlinge und Vertriebenen

Elfriede Rick wurde 1931 in Schelecken (Scholochowo, Russland) im Landkreis Labiau in Ostpreußen geboren. Ihre Eltern waren Bauern. Der Vater war im Oktober 1944 zum Volkssturm eingezogen worden. Die Mutter ging am 21. Januar 1945 mit den drei Kindern auf die Flucht. Vier Tage später trafen sie auf sowjetische Soldaten.



Elfriede Rick (vorn, 2. von links), geb. Riemer, und ihre Familie in Schelecken im Landkreis Labiau in Ostpreußen, 1936

» Wir waren die ersten, die die Rache ertragen mussten.« **ELFRIEDE RICK**

Elfriede Ricks Familie galt als »vogelfrei«, hatte keine Papiere und kein Gepäck. Anfang des Jahres 1946 wurden sie auf eine russische Militärkolchose gebracht. Diese lag zehn Kilometer von der litauischen Grenze entfernt. Früh gab es Malzkaffee, mittags Sauerkrautsuppe und abends Brot; allerdings nur, wenn die Norm geschafft war. Die Kinder überquerten regelmäßig die Grenze nach Litauen, um Brot zu erbetteln und nicht zu verhungern. Kinder ohne Eltern waren die sogenannten »Wolfskinder«. Elfriede Rick und vor allem ihre jüngeren Geschwister waren »Bettelkinder«.

» Die Litauer haben ihre Armut geteilt, nicht ihren Reichtum. Und das, obwohl sie von Deutschland an Stalin verraten wurden.« **ELFRIEDE RICK**

Im April 1948 wurden sie nach Deutschland ausgewiesen. Mit einem verplombten Güterzug fuhren sie durch Polen bis nach Pasewalk. Sie bekamen Läusepulver über die Sachen gesprüht, bevor es über Cottbus weiter nach Görlitz in ein Quarantänelager ging. Elfriede Rick kam mit Malariaverdacht direkt in das Görlitzer Krankenhaus. Erstmals wurden ihre Sachen wieder gewaschen und sie konnte in einem sauberen Bett schlafen. »Endlich waren wir sicher«, erinnert sie sich. Nach 14 Tagen sollte sich die Familie beim Bürgermeister in Weickersdorf melden. »Nimmt es mit diesen Lumpen kein Ende«, diese Worte bekamen wir noch im April 1948 zu hören«, ärgert sich Elfriede Rick auch heute noch über soviel Teilnahmslosigkeit am Schicksal anderer.

Elfriede Rick kam als Kindermädchen beim örtlichen Bäcker unter. Ihre Mutter vermittelte ihr 1949 über einen Pastor eine Ausbildung zur Krankenschwester im Dresdner Diakonissenkrankenhaus. Später arbeitete sie als Gemeindegeschwister in Oschatz. »Für andere da zu sein – auch in der eigenen Not – ist eine meiner Lebenserfahrungen. Und die verdanke ich den Litauern, ohne sie wären wir Bettelkinder alle verhungert.« In Oschatz lernte sie auch ihren Mann kennen, mit dem sie 1964 nach Dresden zog.

» In Dresden bin ich zu Hause. Meine Heimat ist aber immer noch Ostpreußen. Und in Litauen ist unser Herz geblieben.«

ELFRIEDE RICK



Elfriede Rick, 1960er Jahre



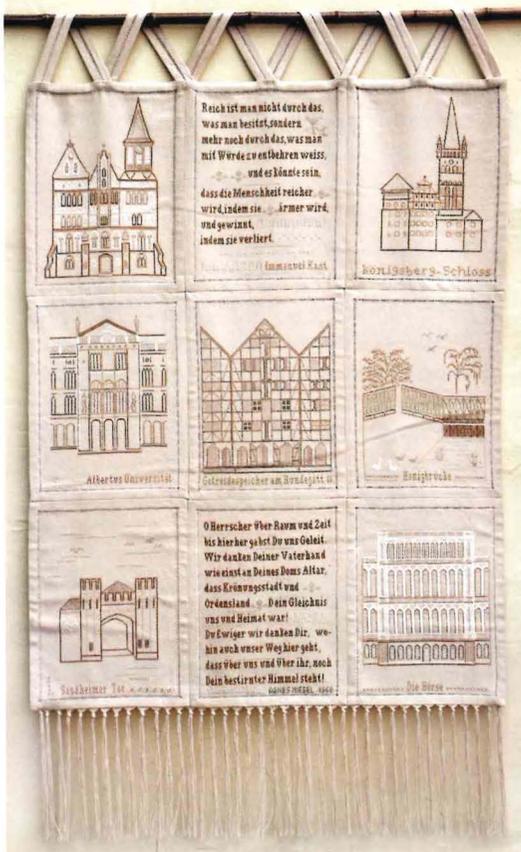
Elfriede Rick (2. von links) mit Schwesternschülerinnen im Dresdner Diakonissenkrankenhaus



Elfriede Rick im Haus der Heimat in Reichenbach/O.L.

Seit der deutschen Wiedervereinigung engagiert sich Elfriede Rick in der Vertriebenenarbeit. Als Regionalbeauftragte der Gemeinschaft Evangelischer Ostpreußen e.V. hat sie zahlreiche

Kirchentage organisiert und gestaltet. Außerdem leitet sie die ostpreußische Frauengruppe beim Bund der Vertriebenen in Dresden. Höhepunkt dieser Arbeit war die Ausstellung »Strandgut« mit Volkskunst aus dem historischen Ostpreußen, die im Dresdner Museum für Völkerkunde im Japanischen Palais gezeigt wurde. In Danzig hat Elfriede Rick mit Frauen der deutschen Minderheit gearbeitet. Sie vermittelt ihre Erinnerungen und Erfahrungen an ihre Familie und an die nachwachsenden Generationen. Als gefragte Zeitzeugin spricht sie mit Schülern von Gymnasien in Dresden, Meißen und Radebeul.



Ein großes Anliegen ist ihr die Versöhnung mit den heute in Ostpreußen lebenden Menschen. Elfriede Rick organisierte zudem bislang fünf Konzerte mit dem russischen Kant-Kammerchor aus Gusev (Gumbinnen) bei Königsberg in Dresden.

Von Elfriede Rick in Zusammenarbeit mit anderen aus Ostpreußen vertriebenen Frauen gefertigter Wandteppich anlässlich der 750-Jahr-Feier Königsbergs, 2005, Haus der Heimat in Reichenbach/O.L. – Außerdem fertigte Elfriede Rick für einige ostpreußische Kirchen Paramente, textile Altarbekleidungen, als Zeichen der Versöhnung.

Die Stadt Reichenbach/O.L.

Zentrum für Migration und Integration

Friedrich Zempel wurde 1945 in Hohne in Niedersachsen geboren. Sein Vater Konrad Zempel bewirtschaftete in Neudorf (Nowa Wies), westlich der Stadt Bromberg (Bydgoszcz), einen großen Bauernhof. Die Region war vom ethnischen und konfessionellen Miteinander von Deutschen, Polen und Juden geprägt. Am 20. Januar 1945 erhielten die deutschen Bewohner von Neudorf gegen 22 Uhr den Befehl, den Ort bis 8 Uhr am nächsten Morgen zu räumen. Konrad Zempel organisierte den Treck des Dorfes und die Mitnahme von Familien, die über keine Fahrzeuge verfügten. Nach sieben Wochen Odyssee durch Pommern, Mecklenburg und das östliche Niedersachsen kam der Treck am 8. März 1945 in Hohne im Kreis Celle an. Heimisch geworden ist Konrad Zempel in Niedersachsen nie.



Wie schon sein Vater engagierte sich auch Friedrich Zempel seit den 1960er Jahren ehrenamtlich in verschiedenen Vertriebenenverbänden. In jener Zeit kamen die ersten Menschen, die in Deutschland um Asyl baten, in seinen Wohnort. Da man nicht wusste, wie man mit ihnen umzugehen hatte, wurden sie zu seinem Vater zur Beratung geschickt.

» Diese Tatsache verdient Erwähnung, weil sie deutlich macht, wie hilflos gerade in kleinen Gemeinden die gesellschaftlichen Einrichtungen gegenüber Flüchtlingen und Vertriebenen, gleich welcher Nation, waren.« FRIEDRICH ZEMPEL

1997 kam Friedrich Zempel als Ministerialrat im Wissenschaftsministerium nach Sachsen und engagierte sich auch hier für die Vertriebenenarbeit. Er ist Gründungsmitglied und Vorsitzender des Vereins Erinnerung und Begegnung e.V., der seit 2009 das Haus der Heimat in Reichenbach/O.L. betreibt. Als Vorstandsvorsitzender leitet er die 2010 gegründete Stiftung »Erinnerung, Begegnung, Integration – Stiftung der Vertriebenen im Freistaat Sachsen«. Ziel ist die Vermittlung der persönlichen Erfahrungen durch Exponate und Zeitzeugenberichte, um die Geschichte von Flucht und Vertreibung als Verantwortung an die nächste Generation weiterzugeben.

Friedrich Zempel (auf dem Arm der Großmutter) mit seinen Eltern und Geschwistern in Hohne, 1948



» Das Pferdegeschirr, was meiner Familie als Erinnerung an den Bauernhof in der alten Heimat geblieben ist und ihr die Flucht ermöglichte, hat keinen besseren Ort als das Haus der Heimat zur Erinnerung und Mahnung finden können.« FRIEDRICH ZEMPEL

Utensilien der Flucht: Pferdegeschirr, Rucksack und Teppich. Der Teppich diente als Plane auf dem mit Pferden bespannten Ackerwagen bei der Flucht der Familie Konrad Zempel aus Neudorf, Region Bromberg.

Die Stadt Reichenbach/O.L. liegt in der Mitte des Landkreises Görlitz und verfügt über langjährige und freundschaftliche Verbindungen zu Kommunen in Polen und Tschechien. Der Impuls zur »Eurokommunale« stammt aus Reichenbach/O.L. Jährlich treffen sich Teilnehmer aus Deutschland, Polen, Tschechien und Italien in einer der beteiligten Gemeinden, um einem geliebten Europa der Regionen durch persönliche Begegnungen und gemeinsame Aktivitäten Ausdruck zu verleihen. Das Sächsische Staatsministerium des Innern und der Verein Erinnerung und Begegnung e.V. griffen diese gewachsenen Vernetzungen auf, um das Haus der Heimat in Reichenbach/O.L. aufzubauen und die Stiftung »Erinnerung, Begegnung, Integration – Stiftung der Vertriebenen im Freistaat Sachsen« zu gründen. Diese Aktivitäten ergänzen sich mit der Gründung des Sächsischen Migrationszentrums in Reichenbach/O.L. Zu diesem gehören das 2010 eingeweihte Auswanderermuseum »Nollau-Haus« und das 2011



Friedrich Zempel (links) mit der Familie seiner Tochter und Prof. Dr. Winfried Schirotzek im Haus der Heimat

zur 3. Sächsischen Landesausstellung eröffnete »via regia-Haus«. Gemeinsam können diese vier Einrichtungen wichtige Impulse zur Aufarbeitung und zukünftigen Umsetzung von Migration und Integration im Freistaat Sachsen leisten.



Links: Eine Pilgergruppe im Nollau-Haus, das eine Dauerausstellung zu Leben und Wirken des Reichenbacher Auswanderers und Mitbegründers der United Church of Christ (UCC) Ludwig Eduard Nollau zeigt



Mitte: Blick in die Ausstellung des Hauses der Heimat in Reichenbach/O.L.



Rechts: Das via regia-Haus in Reichenbach/O.L., Kompetenzzentrum und Begegnungsort. Die Themen Migration und Integration an der via regia werden durch Ausstellungen, Tagungen, Lesungen und Konzerte grenzüberschreitend vermittelt.

Willkommenskultur

Lebenswege nach Sachsen

»Nicht nur das Angekommensein annehmen, sondern selbst etwas leisten, um die neue Heimat in ihrer Tradition zu stärken und weiter aufzubauen.«

»Man muss versuchen, aus seinem Leben was zu machen. Man will ja nicht umsonst dagewesen sein.«

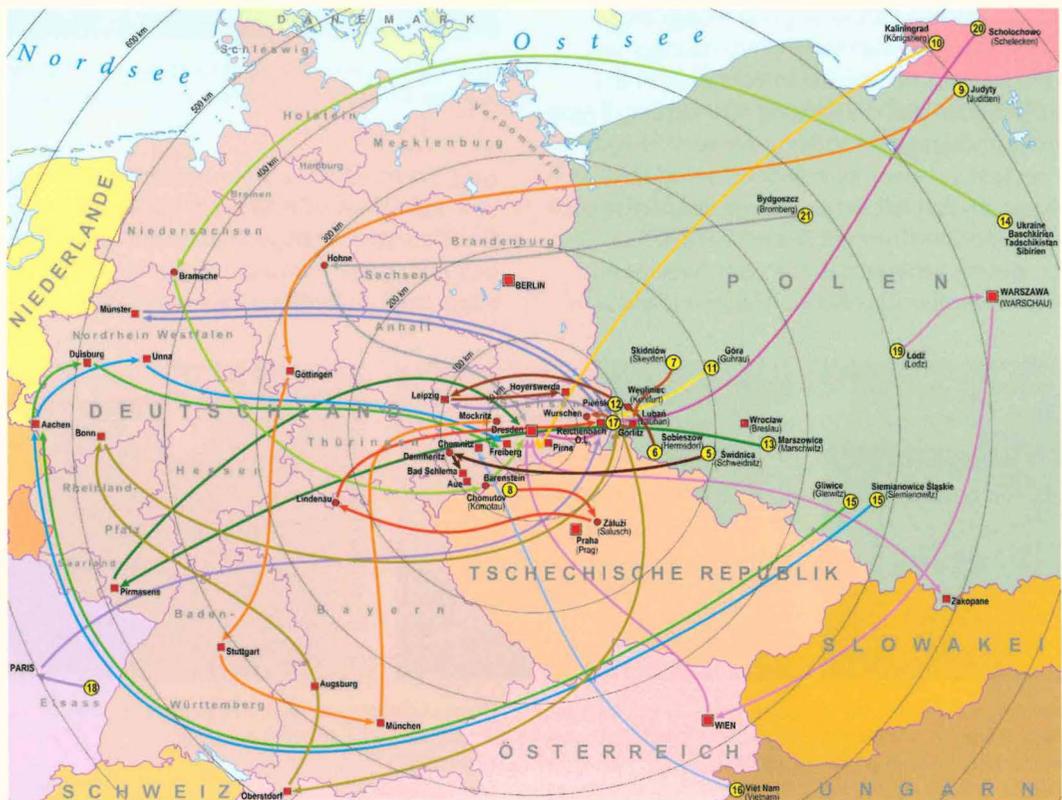
»Nun war ich in Hoyerswerda zu Hause. Ich habe das Selbstverständliche getan: gearbeitet und mich engagiert.«

»Wichtig war natürlich, dass die Möglichkeiten zu einer Weiterbildung geboten wurden.«

»Wir haben uns mit unserem Wissen und unserer Erfahrung eingebracht. Das waren wir als Bauern so gewöhnt.«

»Versöhnung ist das Wichtigste.«

»Einige Einheimische betrachteten uns anfangs als Fremde, quasi als Ausländer [...] Man konnte den Eindruck gewinnen, dass wir, die Heimatvertriebenen, ebenfalls Deutsche, den Krieg alleine verloren haben [...] Doch je mehr man aufeinander zugeht, gemeinsam Fußball spielte oder im Chor sang, umso eher wurde man Teil der Dorfgemeinschaft.«



Karte mit den Lebenswegen der in der Ausstellung Porträtierten (Karte: Uwe Ulrich Jäschke)

»Sachsen ist weltoffen, und wir sind der Region durch unsere Biografien innig verbunden.«

»Es wurde einem nichts geschenkt. Und man wollte sich nicht proletarisieren lassen.«

»Wir können Mitteldeutschland nicht zugrunde gehen lassen; dieser Gedanke hat mich immer bewegt.«

»Aufgrund der Erfahrungen meiner Familie engagiere ich mich gesellschaftlich für Flüchtlinge und Vertriebene, gleich welcher Nation und Herkunft.«

»Für andere da zu sein – auch in der eigenen Not – ist eine meiner Lebenserfahrungen. Und die verdanke ich den Litauern, ohne sie wären wir Bettelkinder alle verhungert.«

»Es ist wichtig, dass man sich umarmen kann mit den Menschen, die jetzt dort leben.«

»Vergangenheit erkennen – Zukunft gestalten.«

»An den Deutschen fasziniert mich der Sinn für Sicherheit und Ordnung, die Polen sind emotionaler, vielleicht etwas verrückter [...] Und wenn es nicht politisch vorgegeben wird, dann stören sich beide Einflüsse nicht. Das eine beeinflusst das andere.«

»Eigenes respektvolles Verhalten ist eine wichtige Voraussetzung für Integration.«

»Jungen Leuten muss die Möglichkeit zur Entfaltung gegeben werden. Ich hatte diese Möglichkeiten. Dafür bin ich nicht nur meinen damaligen Vorgesetzten und Mitarbeitern, sondern auch den hiesigen Bürgermeistern und den hier lebenden Menschen sehr dankbar. Ich war vom ersten Tag an integriert.«

»Ich habe mich engagiert, um meine neue Heimat mitzugestalten.«

»Heimat verloren, die Familie in der Bundesrepublik – Lernen war unsere einzige Chance, aus der Situation etwas Anständiges zu machen.«

»Es müssen gewerbliche Arbeitsplätze geschaffen sowie ein ansprechendes und lebendiges Kulturangebot kreiert werden. Junge qualifizierte Mitarbeiter möchten nach der Arbeit auch eine gute Möglichkeit haben, ihre Freizeit zu gestalten.«

»Sachsen überzeugt – nicht zuletzt wegen seiner Fachkräfte.«

»Kinder müssen ordentlich lernen, egal woher sie kommen, dann werden sie in die Gesellschaft integriert, können eigene Wege gehen und selbständig werden.«

»Ich habe die Bürokratie besiegt, weil ich hier das tun wollte, was ich am besten kann.«

»Wir können doch die jungen Menschen nicht im Regen stehen lassen.«

»Es gibt keine bzw. zu wenig Unterstützung für Auszubildende und für Unternehmen, die ausbilden, vom Staat. Wenn man sich jedoch positiv einstellt, kommen die Möglichkeiten und Chancen.«

»Die Region Oberlausitz-Niederschlesien muss im Interesse der hier lebenden Menschen als Wirtschaftsstandort erhalten bleiben. Dafür ist ein gesunder Mittelstand notwendig.«

»Was Flucht und Vertreibung nicht schafften, sollten uns auch die kommunistischen Machthaber nicht nehmen.«

»Durchgehalten zu haben, allen Hindernissen zum Trotz, hat sich gelohnt.«

»Wir haben schließlich ein Familienerbe zu bewahren.«

»Die freundliche Wesensart der Sachsen hat uns hier Freunde finden und heimisch werden lassen.«

»Hier begann sich die Familie wieder heimisch zu fühlen, vor allem auch Dank der unbändigen Energie und des Einfallsreichtums meiner Eltern.«

IMPRESSUM

Schirmherr:
Staatsminister Markus Ulbig

STAATSMINISTERIUM
DES INNERN



Projektträger:
Schlesisch-Oberlausitzer
Museumsverbund gGmbH
Landkreis Görlitz
Stadt Reichenbach/O.L.



Projektleitung und Umsetzung:
Thomas Napp

Kooperationspartner:
Erinnerung, Begegnung,
Integration – Stiftung der Vertriebenen im
Freistaat Sachsen
Landesverband der Vertriebenen und
Spätaussiedler im Freistaat Sachsen/
Schlesische Lausitz e.V.
Erinnerung und Begegnung e.V.

Texte und Interviews: Thomas Napp
Lektorat: Dr. Jens Baumann,
Falk Drechsel, Frank Seibel
Gestaltung und Satz: Anke Albrecht
Bildoptimierung: Liane Zuther
Kartografie: Prof. Dr. Uwe Ulrich Jäschke
Druck: Graphische Werkstätten Zittau
Tontechnik und Sounddesign: René Pech

Förderer:
Sächsisches Staatsministerium des Innern
Partec GmbH
IHK Dresden

Unterstützer:
BMW Leipzig
Eberhard von Kuenheim Stiftung
Görlitzer Hanf- und
Drahtseilerei Helmut Goltz
Görlitzer Sammlungen/Oberlausitzische
Bibliothek der Wissenschaften (OLB)
Handwerkskammer Dresden
IHK Chemnitz
IHK Görlitz, Kontaktzentrum für Sächsisch-
Polnische Wirtschaftskooperation
Ratsarchiv Görlitz
Wismut GmbH

Wir danken allen Beteiligten für ihre
Unterstützung und den Rechteinhabern
für die Erlaubnis zur Publikation.



© Reichenbach/O.L. 2014

ISBN 978-39815952-2-2

Durch die Auswahl an beispielhaften Biografien ist die Ausstellung zugleich prädestiniert dazu, fortgeschrieben zu werden. Wer als Besucher oder interessierter Leser also zu weiteren Geschichten beitragen kann, wende sich bitte gern an das Sächsische Staatsministerium des Innern, Sachgebiet Kulturförderung, 01095 Dresden.

Ich nutze unser Weingut als Plattform, um mit Menschen in Kontakt zu kommen. Dabei können wir die Kunst betrachten – und beides genießen.

MAŁGORZATA
CHODAKOWSKA

Versöhnung ist das Wichtigste.

HELMUT MÜLLER

In den arbeitskräfteintensiven Bereichen sollte man die Zusammenarbeit ansetzen.

RUDOLF KAWALLA

Ich habe die Bürokratie besiegt, weil ich hier das tun wollte, was ich am besten kann.

TATJANA LÖWEN

Sachsen ist weltoffen, und wir sind der Region durch unsere Biografien innig verbunden.

EBERHARD
VON KUENHEIM

Heute bin ich als Wissenschaftler in Sachsen zu Hause und sehe eher hier meine Heimat.

PİOTR SCHELLER

Aufgrund der Erfahrungen meiner Familie engagiere ich mich gesellschaftlich für Flüchtlinge und Vertriebene, gleich welcher Nation und Herkunft.

FRIEDRICH ZEMPEL

Es ist wichtig, dass man sich umarmen kann mit den Menschen, die jetzt dort leben.

ELFRIEDE RICK

Die freundliche Wesensart der Sachsen hat uns hier Freunde finden und heimisch werden lassen.

HARTMUT ROTH

Es müssen gewerbliche Arbeitsplätze geschaffen sowie ein ansprechendes und lebendiges Kulturangebot kreiert werden.

PARTEC

Nun war ich in Hoyerswerda zu Hause. Ich habe das Selbstverständliche getan: gearbeitet und mich engagiert.

WOLFGANG
WAGENKNECHT

Durchgehalten zu haben, allen Hindernissen zum Trotz, hat sich gelohnt.

WOLFGANG SCHWIND

Ich habe mich engagiert, um meine neue Heimat mitzugestalten.

HARTMUT ROCKEL

Integration ist eine Sache des Herzens und des Willens – auf beiden Seiten.

Kinder müssen ordentlich lernen, egal woher sie kommen, nur so können sie eigene Wege gehen und selbständig werden.

NGUYEN BINH DINH

Die Region Oberlausitz-Niederschlesien muss im Interesse der hier lebenden Menschen als Wirtschaftsstandort erhalten bleiben. Dafür ist ein gesunder Mittelstand notwendig.

HELMUT GOLTZ

Eigenes respektvolles Verhalten ist eine wichtige Voraussetzung für Integration.

CHRISTOPHE HUG

Wir haben uns mit unserem Wissen und unserer Erfahrung eingebracht. Das waren wir als Bauern so gewöhnt.

ERNST-ALBERT
SCHULZ

Sachsen überzeugt – nicht zuletzt wegen seiner Fachkräfte.

PARTEC

Nicht nur das Angekommensein annehmen, sondern selbst etwas leisten, um die neue Heimat in ihrer Tradition zu stärken und weiter aufzubauen.

KONRAD BARTH